Der Stern

Heft 20 * 8. Jahrgang * 15. Mai 1955 * Verlagsort Hamburg

50 PF

DIE GROSSE ILLUSTRIERTE

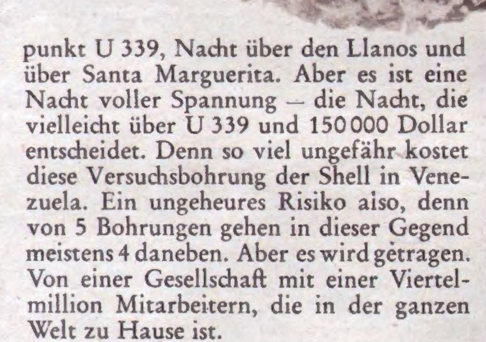
Der Bildbericht der Woche:

Der Zoll schob mit in Lindau

Die Zielscheibe aller Fotografen auf den Filmfestspielen: Brigitte Bardot

Günter Schönwälder

Schwarzer Sand bei U 339

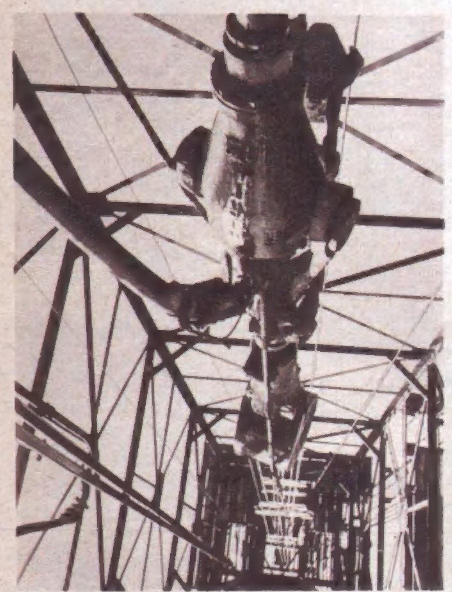


Sie sind die Turmbesatzung der Bohrung U 339, angesetzt als Versuchsbohrung 40 km südlich des Weilers Santa Marguerita – 350 km südwestlich der Landeshauptstadt Caracas. Sie sind fast alle Indianer – 12 Mann. Ihre Großeltern lebten noch von Maniokawurzeln und der Erinnerung an Bolivar, den ersten Südamerikaner. Dann kam das Öl, und das Land wurde plötzlich unermeßlich reich. 400 Jahre zu spät für Pizarro und Cortez. Von den Ölfeldern kamen Brot, landwirtschaftliche Maschinen und Geld für alle. Die Bohrtürme wurden zum Symbol des Landes. Und die Nationalbank und die Avenida de Bolivar in Caracas – die Straße der Freiheit.

Sie arbeiten seit 2 Monaten bei Santa Marguerita. 2 Monate mit 60 Tagen und 60 Nächten, in denen das monotone Brummen der Dieselmotoren und das heisere Rollen des Drehtisches in der Turmplattform zur selbstverständlichen Begleitmusik geworden sind. Dabei wird man schweigsam. Sie fahren 3 Schichten und schlafen in dem Blockhaus, das der Montagetrupp 50 m neben dem Turm gebaut hat. Sie haben Telefon, elektrische Kochapparate und alle 3 Tage frisches Fleisch und Gemüse durch „Jimmy", den Hubschrauber. Und sie verdienen 10 Dollar pro Tag und haben ein Konto auf der Bank in Caracas.

Nach 62 Tagen sind sie mit dem Bohrmeißel auf 1980 m Tiefe. Die Bohrstangen im und um den Turm sind weniger geworden, und wenn die Geologen mit ihren Berechnungen richtig liegen, müßten sie bald an dem vermuteten ölführenden Horizont sein. Aber der Sand, den die Spülflüssigkeit aus 2 km Abgrund nach oben bringt, ist noch grau und weiß. Dazwischen Steine und Brocken. Es ist der gleiche Sand, den Doc Santer, der Amerikaner, jeden Tag in seinem fahrbaren Labor unter das Mikroskop und die Ultraviolett-Lampe bringt. In wunderbarer Vielfalt und Farbe beginnt er zu leben, wenn er auf dem Objektträger in winzigen Schalen und Muscheln Gestalt annimmt.

Der Doc schläft jetzt. Auch die anderen, bis auf Gomez, Rodriguez, Cortillo und Alvarez. Denn es ist Nacht über dem Bohrpunkt U 339, Nacht über den Llanos und über Santa Marguerita. Aber es ist eine Nacht voller Spannung – die Nacht, die vielleicht über U 339 und 150 000 Dollar entscheidet. Denn so viel ungefähr kostet diese Versuchsbohrung der Shell in Venezuela. Ein ungeheures Risiko also, denn von 5 Bohrungen gehen in dieser Gegend meistens 4 daneben. Aber es wird getragen. Von einer Gesellschaft mit einer Viertelmillion Mitarbeitern, die in der ganzen Welt zu Hause ist.



Shell-Foto

Mehrere hundert Tonnen hängen bei großen Bohrtiefen manchmal am Flaschenzug im Turm . . .

Am Drillometer steht Alvarez und kontrolliert den Druck, den 2000 m im Turm entlastetes Bohrgestänge auf den Bohrmeißel irgendwo da unten ausübt. Zwanzigmal haben sie in den 2 Monaten den Meißel auswechseln müssen. Den letzten vor 25 Stunden. Und bei den augenblicklichen Proben, die die Spülung aus der Tiefe liefert, dürfte der nächste Wechsel in kaum 10 Stunden fällig sein. Für die Männer im Turm heißt das 2000 m Rohr herausziehen, bis sie endlich am Bohrer sind. 2000 m mit einer Turmbelastung von 100 t, zusammengeschraubt in Abschnitten von je 27 m Länge – jede dieser Längen nach und nach herausgezogen und im Turm abgestellt, bis der Meißel kommt. Das alles 75mal in 12 Stunden – Ziehen, Abfangen, Abschrauben, Abstellen. Dann Bohrerwechsel und wieder Anschrauben und Absenken. – Gestängezug nach Gestängezug – noch einmal 10 Stunden, bis der neue Meißel auf die Bohrlochsohle geht.

Die Nacht ist eine Nacht in der Nähe des Äquators. Rodriguez bedient die Winde, und Cortillo nimmt die Spülproben für Doc Santer aus dem Schüttelsieb über der Spülgrube. Er sorgt seit 4 Jahren für die Spülpumpe, kontrolliert die Spülflüssigkeit und nimmt Proben. Er hat Auge und Nase für diese Proben und riecht das Öl auch in zentimetergroßen Brocken. Er steht am Sieb unter den 1000-Watt-Lampen auf der Plattform. Mit den Gedanken bei José, dem Sohn, in Tucupido am Orinokodelta und bei dem kleinen Häuschen am Rande der Stadt mit dem Garten und dem Filigran der Bohrtürme am Horizont. Die Augen aber sind auf dem Schüttelsieb mit den Steinbrocken. Schon 3 Stunden und noch eine dazu bis zur Ablösung durch Gomez, den Jungen aus Santa Barbara.

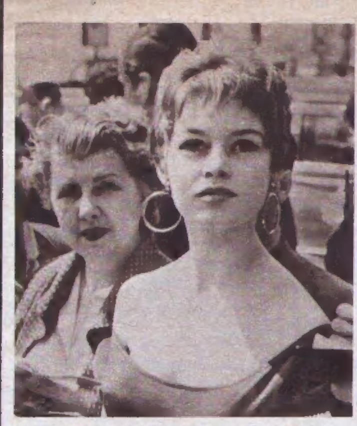
Und im Brummen des Diesels und dem heiseren Rollen der Drehscheibe werden die Augen des Pietro Cortillo, dessen Großvater weder schreiben noch lesen konnte, plötzlich größer. Nur für einen Augenblick. Und Tucupido und der Orinoko und José und das Haus mit dem Garten sind plötzlich weit.

Denn auf dem Schüttelsieb liegt ein kleiner schwarzer Brocken, nicht größer als eine Kartoffel und doch mehr als 150 000 Dollar wert – ein Brocken, der Öl bedeutet. Was die Geologen schon seit Jahren in dieser Gegend vermuteten, das haben sie jetzt gefunden. Und Pietro Cortillo ist der erste, der es weiß. Denn er versteht sich auf diese Anzeichen, die wie Steine aussehen und doch in Wirklichkeit harter Sand sind. Sand – getränkt mit Öl.

15 Minuten später schiebt Doc Santer die ersten dunklen Brocken vom Schüttelsieb unter die Ultraviolett-Lampe in der Dunkelkammer seines kleinen Labors. Sie leuchten in gold-gelber Luminiszenz. Und die Männer von der Nachtschicht, die um den kleinen Doc herumstehen, haben die letzte Gewißheit: U 339 ist fündig geworden. Noch ein oder zwei Tage, dann wird das Öl selbst kommen. Zuerst nur in Gestalt kleiner, bunt schillernder Fleckchen im Spülwasser und dann in einem Strom, der vielleicht auf Jahre nicht versiegen wird.
Sie hatten es vorher schon an 4 anderen Stellen versucht. Mit den Versuchsbohrungen U 335, 336, 337 und 338.
Aber der Sand war weiß geblieben.

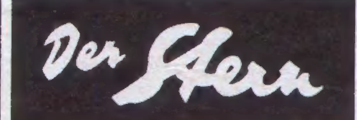
Es ist ein langer Weg, bis die Rohöle aus Übersee in den Raffinerien zu hochwertigen Fertigprodukten weiterverarbeitet werden können. Ein Heer von Fachleuten lenkt dabei den Strom des Erdöls und seiner Produkte vom Grund einer Bohrung bis in den Tank eines Kraftfahrzeugs oder an die Schmierstellen eines Motors. Und so steht am Ende dieses langen Weges auch das Öl für den modernen Vergasermotor, das heute auf allen Straßen der Welt gefahren wird: Shell X-100 Motor Oel. Es schützt vor allem vor Säureeinwirkung (Korrosion) – der Hauptursache des Motorenverschleißes.

UNSER TITELBILD



BRIGITTE BARDOT

vertritt Frankreich in Cannes auf den VIII. Filmfestspielen. Man erzählt sich unter den Palmen von Cannes die hübsche Geschichte von Brigittes Enttäuschung, als sie kürzlich mit dem englischen Schauspieler Dirk Brogade eine Kußszene nur ein einziges Mal zu proben brauchte. „Ich küsse so gern", gesteht sie, „aber leider komme ich nie recht zum Zuge." *(Lesen Sie unseren Bericht auf der Seite 6)*



erscheint an jedem Mittwoch im

Verlag Henri Nannen GmbH

Hamburg 1, Curienstr. 1, Pressehaus
Tel. 32 28 91 · Fernschreiber 021 11 83

Chefredakteur: Henri Nannen
(zur Zeit verreist)

Stellvertreter: Karl Beckmeier

Redaktion: Lore Bollermann, Günther Dahl, Joachim Heldt, Dr. Gerd Hennenhofer, Hans Neumeyer, Hans Nogly, Rolf Oertel, Günter Radtke, Viktor Schuller, Eberhard Seeliger, Kurt Wolber

Chefreporter: Pitt Severin

Berliner Redaktion:
Armin Schönberg, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 59, Telefon 24 51 52, Fernschreiber Berlin 028 38 67

Süddeutsche Redaktion:
Dr. Wilhelm Rüdiger, München 2, Arcostraße 5, Telefon 5 53 53, Fernschreiber München 052 32 04

Westdeutsche Redaktion:
Günter Peis, Düsseldorf, Scharnhorststraße 6, Telefon 4 84 67

Frankfurter Redaktion:
Bruno Waske, Frankfurt a. M., Auf der Körnerwiese 5, Telefon 5 40 24

Südwestdeutsche Redaktion:
Reinhard Überall, Freiburg i. Breisgau, Karlstraße 40, Telefon 42 95

Ausländische Redaktionen:

Wien: Eberhard J. Strohal, Wien I, Rosenbursenstr. 8, Telefon R 2 32 98, Fernschreiber und Telex 01/1633

Zürich: Enno Kind, Zürich 44, Krähbühlstraße 126, Telefon (051) 24 40 25

Rom: G. M. Schuller, Rom, Via Francesco Crispi 36, Telefon 47 46 10

Paris: Edmund Lutrand, Paris VIIe, 215 bis. Boulevard St. Germain, Telefon Babylon 11 36

London: Peter G. Wichman, London SW 10, 19, Redcliffe Square Telefon: FRE mantle 22 98 Telegramme: pixfeature London

Skandinavien: Världsfoto, Stockholm-Sotna, Hagavägen 77, Tel.: 27 00 88

New York: Yvonne M. Spiegelberg, New York 28 N.Y., 162 East 81th Street, Telefon BU tterfield 8-6976

Rio de Janeiro: Gerda Neuber, Rio de Janeiro, R. Buarque de Macedo 5, Telefon 45 — 44 33

Anzeigen und Vertrieb: Henri Nannen GmbH, Hamburg 1, Curienstr. 1 (Pressehaus), Tel. 32 28 91. Anzeigenpreis nach Tarif, Liste 15 vom 1. 1. 1955. Alle Zahlungen auf das Konto des Verlages beim Bankhaus Brinckmann, Wirtz & Co., Hamburg 1, oder Postscheck Hamburg 84 80. Preis des Einzelheftes 0,50 DM, bei Lieferung frei Haus zuzügl. ortsübl. Zustellgebühr, Monatsabonnement 2,16 DM zuzüglich Zustellgeld. Bestellungen nehmen sämtl. Postanstalten, Zeitschriftenhandlungen sowie der Verlag entgegen. Satz: Gruner Druck GmbH., Hamburg 1, Curienstraße 1 (Pressehaus). Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe in Holstein. — Printed in Germany.

IVW



Dr. Otto John, *der im Juli 1954 geflüchtete Präsident des Bonner Amtes für Verfassungsschutz, saß unter den Journalisten. Neben ihm, halb verdeckt, Karl Eduard v. Schnitzler, der Kommentator des Deutschlandsenders. Frage eines jugoslawischen Journalisten an Dr. John: „Stimmt es, daß Sie Präsident der ostdeutschen Lufthansa werden?" Johns Antwort: „Ich würde diesen Posten genauso ablehnen, wie ich seinerzeit abgelehnt habe, Chef der westdeutschen Lufthansa zu werden"*

Die Weltpresse saß im Parkett

Ostzonenregierung präsentierte ehemalige Agenten

Angestrahlt von den Scheinwerfern der sowjetzonalen Wochenschau steht ein Mann vor dem Mikrofon im Presseamt der Grotewohl-Regierung am Berliner Wilhelmplatz, der heute Thälmannplatz heißt: Oberst Borrmann vom Staatssicherheitsdienst. Er verliest vor den Vertretern der großen Zeitungen und Radiosender einen Bericht über die Tätigkeit westlicher Geheimdienste, die in der Sowjetzone Sabotage treiben. Es ist von Waffen und gefälschten Lebensmittelkarten die Rede, von Spionage, Zersetzung, Flugblättern, imperialistischen Monopolkapitalisten, Attentaten, Kriegshetze, Friedensfeinden und Mördern. Fünf Männer und eine Frau, imperialistische Agenten, wie es heißt, die sich freiwillig den Sicherheitsorganen der Sowjetzone gestellt haben, verlesen anschließend Erklärungen über ihre Arbeit im Dienste englischer und amerikanischer Geheimdienste und bekennen sich schuldig der Verbrechen gegen den Frieden. Sie lesen vom Blatt ab, daß sie nunmehr glücklich seien, mitzuhelfen, den monopolkapitalistischen Kriegstreibern das Handwerk zu legen. Anschließend sind Fragen der Journalisten zugelassen. Der Korrespondent einer Kopenhagener Zeitung: „Wie sollen meine Leser in Dänemark glauben, daß die Deutsche Demokratische Republik in friedlicher Nachbarschaft mit uns leben will, wenn, wie es neulich geschah, eine Dänin in Magdeburg vier Stunden lang von Beamten des Staatssicherheitsdienstes verhört wurde!" Antwort: Hetzpropaganda. Es kann sich nicht um Beamte des Staatssicherheitsdienstes gehandelt haben. Vermutlich waren es imperialistische Agenten. — Frage eines französischen Vertreters: „Beschäftigt der ostdeutsche Staatssicherheitsdienst auch Agenten!" Antwort: Nein, denn die Bevölkerung der Deutschen Demokratischen Republik ist wachsam genug.





Exagent Meisel, *früher beim RIAS, behauptet, daß dieser Sender eine amerikanische Agentenzentrale sei. Man habe ihn zur Spionage gepreßt. „Ich habe das nicht mit meinem Gewissen vereinbaren können und um Asyl gebeten"* Bildbericht: Peters/Dohl



Exagentin Gleibs *aus Potsdam fiel, wie sie sagt, der „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit" zum Opfer. Sie sollte Telefongespräche abhören und Brände legen. „Ich habe das nicht mit meinem Gewissen vereinbaren können und um Asyl gebeten"*



Den Vorsitz der Pressekonferenz *führte Fritz Beyling (Mitte), der Pressechef der Grotewohl-Regierung. Rechts sein Stellvertreter Blecha, links SSD-Oberst Borrmann. Rechtes Bild: Exagent Wolfgang Schurrath gesteht, aus einer Terrorgruppe des Jungstahlhelms zu kommen. Der Stern kennt ihn als Schläger in einer Sportpalast-Kundgebung der Deutschen Partei im November 1954*





EINST



JETZT

Helgoland, Capri des

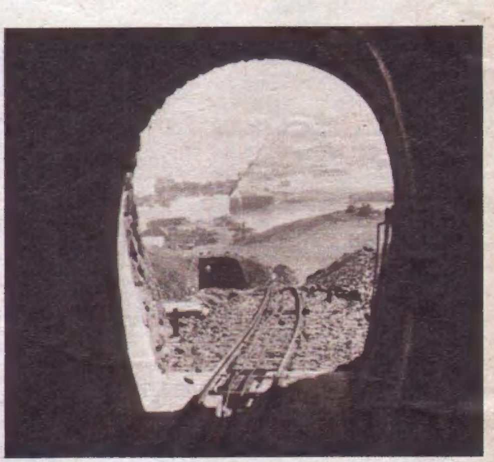
Aufbaupläne im Labyrinth der Bürokratie — 93 Prozent der Helgoländer





Zwei Doktorarbeiten, mit sich widersprechenden Resultaten, sind über die Düne von Helgoland und die verzwickten Strömungsverhältnisse an dieser Stelle der Nordsee schon geschrieben worden. Der einen Doktorarbeit folgend, ließ Bauleiter Hilcher (oben) vor dem Kriege eiserne Spundwände zur Anlage eines Dünenhafens im Auftrage der Kriegsmarine tief in den Grund des Meeres rammen (links). Jetzt aber gilt die andere Theorie und derselbe Mann muß mit einem Spezialgerät in mühevoller Einzelarbeit jede Eisenbohle wieder aus dem Grund herausreißen. Kosten: 1 Million Mark. Begründung: Man hofft durch Beseitigung der Spundwände neuen Strand zu gewinnen und die Abschwemmung von Dünensand zu verhindern. Unparteiische Gutachter konnten trotz monatelanger Modellversuche diese Hoffnung nicht stützen. Wenn der Dünenhafen demontiert ist, wird man für den Fährverkehr möglicherweise an der gleichen Stelle bald neue Landemöglichkeiten bauen müssen. Motto: rein - raus - rein - solange Vater Staat dafür zahlt

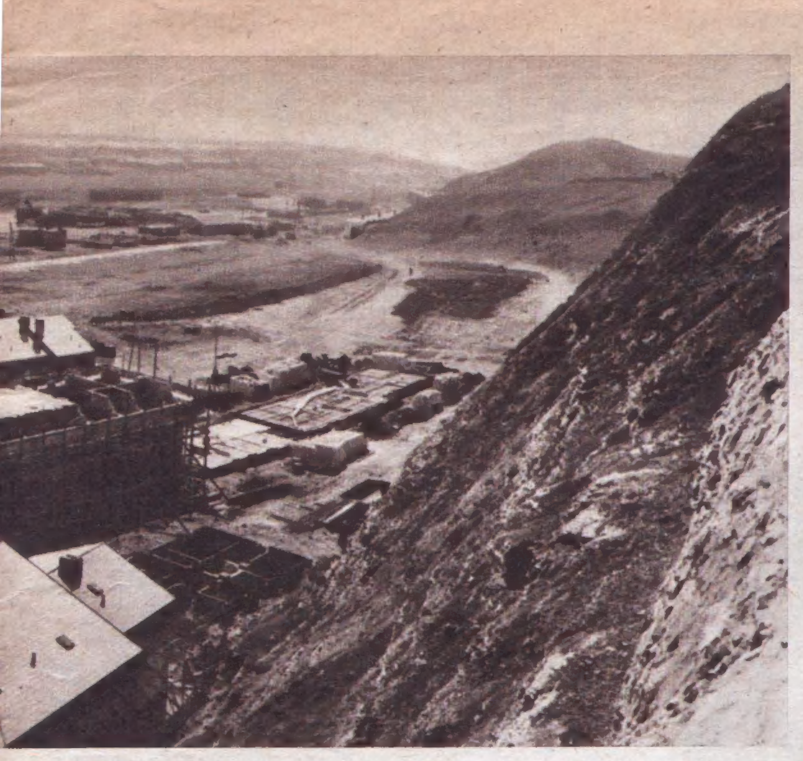
Fotos: Gorrissen/Basil Schensky



Kein Verständnis haben die Helgoländer, die auf Wohnmöglichkeiten in ihrer Heimat warten, wenn der Lastenaufzug auf der Inselbaustelle jetzt aus „landschafts-optischen Gründen" in Betonröhren verlegt wird. „Schafft Baumaterial für uns hinüber, bevor ihr an Verzierungen denkt", fordern sie



Zu spät fiel der Sicherheitsbehörde in Kiel ein, daß nicht nur der Baugrund, sondern auch das umliegende Gelände 4 m tief auf Bomben und Munition durchsucht werden muß. Schutzwälle wurden während der erneuten Bombenräumung um jedes Gebäude errichtet. Zeitverluste und drei Millionen Mehrkosten sind das Ergebnis der Vergeßlichkeit



Großbaustelle Helgoland 1955. *Seit März 1952 wirft die Royal Air Force keine Bomben mehr auf den roten Sandsteinfelsen. Damals blickte die Welt auf die kleine Insel, als zwei Studenten, Georg von Hatzfeld und René Leudesdorf, durch ihre Landung auf dem Bombeneiland der Jugend Deutschlands ein Beispiel gaben, das nicht vergessen werden wird. Die Helgolandspende, die bis Ende 1953 fast 800 000 Mark einbrachte, und großzügigste Finanzversprechen des Bundes waren die nächsten Stationen. Der rasche Aufbau schien gesichert. Was geschah seitdem für die evakuierten Helgoländer? 22 Versuchshäuser und einige Dutzend Hummerbuden für die Fischer wurden errichtet, eine Uferstraße erbaut, die Sicherheitsräumung und die Enttrümmerung durchgeführt und der Aufbau des Hafens (Hintergrund rechts) in Angriff genommen. Auf der Düne (Hintergrund links) stehen ein Restaurant und einige Pavillons für die 1200 Sommergäste, die hier in diesem Jahr in zwei Hotelzelten untergebracht werden können*



Geplant und genehmigt, aber: **Werden wir den Bau des modernsten deutschen Kraftwerkes auf der Insel Helgoland noch erleben! So fragen heute nicht nur die Helgoländer, die das großartige Projekt des Hamburger Ingenieurs Göpfert im März 1954 im Stern Nr. 23 sahen. Göpfert will mit Ölfeuerung Dampf zur Beheizung und Elektrizität für die ganze Insel erzeugen, wobei die überschüssige Wärme noch das Meer in der Bucht anheizen soll. Das Bauvorhaben ist geplant, durchkonstruiert und grundsätzlich genehmigt. Es sind keine technischen Schwierigkeiten, sondern das Gestrüpp der Bürokratie, das dem zügigen Aufbau Helgolands im Wege steht. Bei der Genehmigung von Bauaufträgen oder Geldmitteln müssen sich zur Zeit in Helgoland folgende Stellen einig sein: 1. die provisorische Gemeindevertretung, 2. der technische Ausschuß, 3. das Landratsamt Pinneberg, 4. das Kieler Sozialministerium, 5. die Bundesregierung, 6. die Bundes-Wasserstraßenverwaltung, 7. die Helgoland-Aufbau-GmbH, 8. die Architekten, 9. die Techniker**

Nordens?

ind noch immer nicht zu Hause





Theorie und Praxis. *Theoretisch haben die Geologen recht behalten, die auf der Insel reiche Süßwasservorkommen vermuteten. Tatsächlich schwimmt das leichtere Süßwasser der Niederschläge über Null (d. h. über dem Meeresspiegel) auf dem schweren salzigen Grundwasser. Daraufhin wurde für 700 000 Mark eine Großzisterne unter dem Sand gebaut. Nun braucht man im Haus nur noch den Hahn aufzudrehen und . . . ungenießbares Brackwasser plätschert aus der Leitung. Ein neuer Schutzdamm soll die Wasserqualität später verbessern. So bleibt nur der Weg mit dem Eimer zum Süßwassertank*





„In unseren neuen Häusern *gibt es keine Trockenböden für unsere Berufskleidung. Dafür haben wir jetzt ein Atelier auf dem Dach", so berichtet ein Fischer, Bewohner eines Versuchshauses in der Bremer Straße. Mußte man wirklich erst ein ganzes Dutzend solcher Häuser bauen, um festzustellen, daß der Sturm den Regen durch die Klinkersteine nach innen drückt, daß viele Fenster sich durch Konstruktionsfehler weder öffnen noch schließen lassen und daß für die extremen Wind- und Lichtverhältnisse die Fenster zu groß sind? Nach einem Blick auf die Mole (rechts), die von der Sturmflut im Dezember zusammengeschlagen wurde, kann man die Skepsis der Helgoländer verstehen*



Rendezvous der Sterne

Seit dem 25. April ist unter dem strahlend blauen Himmel von Cannes das diesjährige Filmfestival in vollem Gange. Stars, Sternchen, Diplomaten, Literaten und insgesamt 375 Journalisten aus aller Welt trafen sich auch dieses Jahr an der sonnigen Riviera, um die neusten Erzeugnisse der Filmindustrie zu bewundern oder zu verdammen.

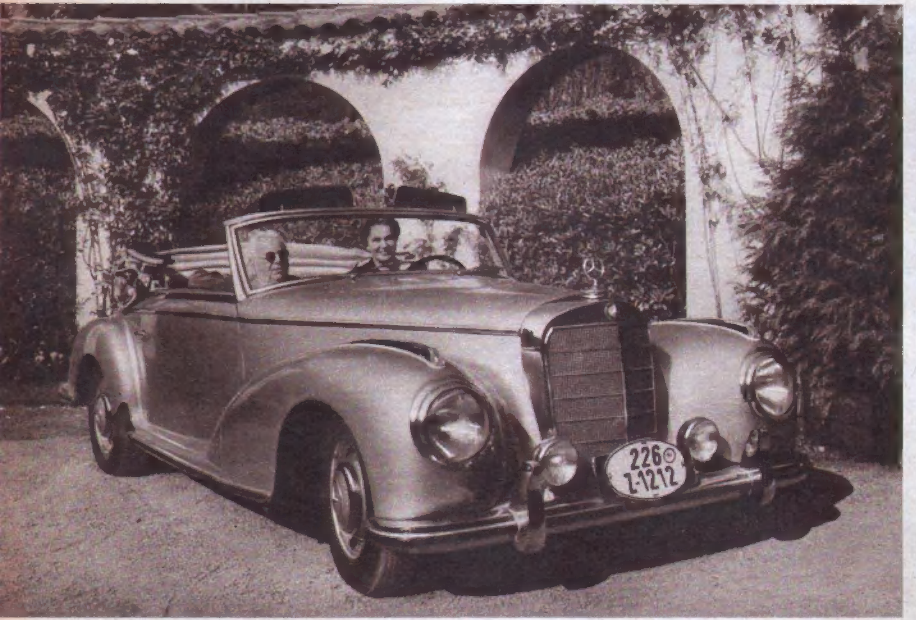


Doris Day, *Amerikas beliebteste Schlagersängerin, verzichtet, wenigstens tagsüber, auch in Cannes auf jedes Make-up und pfeift auf ihre Sommersprossen*



Kerima, *die glutäugige Araberin, zog nach Cannes, um ihren Ruhm zu festigen, den sie mit dem Carol-Reed-Film „Verdammte der Inseln" begründete*

Sophia Loren *macht das glanzvolle Filmfestival noch strahlender und versucht nebenbei ihre große Konkurrentin Gina Lollobrigida ganz in den Schatten zu stellen. Die schöne Sophia brauchte genau 17 Minuten, um die 15 Stufen zum Filmpalast hinaufzusteigen. Dann konnte sie sicher sein, daß niemandem von den zahlreichen Gästen ihre kostbare Toilette entgangen war. Sie trug ein weißes, mit Kristallperlen garniertes Spitzenkleid von Emilio Schuberth. Die langen feuerroten Handschuhe bildeten einen aufreizenden Kontrast zu ihrer braunen Haut*



Aga Khan *und seine schöne Begum gehörten auch in diesem Jahr wieder bei der Eröffnung der großen Filmfestspiele zu den prominentesten Gästen in Cannes. In ihrem silbergrauen Mercedes-Kabriolett fährt die Begum jeden Tag mit ihrem Gatten, der während der Festspiele in seinem Landhaus in der Nähe von Cannes lebt, zu den glanzvollen Premieren und Empfängen*



Gina Lollobrigida *erschien diesmal mit schußbereiter Kamera, um all die lästigen Autogrammjäger abzuschießen. Ihre Kollegin Brigitt Bardot (rechts) denkt darüber noch anders*



Für die Mille Miglia, das klassische Autorennen Italiens, ist diese Szene typisch. Ein heulendes Ungeheuer auf Rädern braust durch die Straße, daß die Häuser wackeln. Links und rechts streift Fangio mit seinem Mercedes fast die Wände ... kein Grund, um weniger als 140 km/st drauf zu haben. Die Einwohner von Serravella, einem kleinen Städtchen zwischen Rom und Siena, hatten am 1. Mai praktisch Hausarrest, sie wagten sich kaum auf die Straße. Ähnlich ging es allen Dörflern und Städtern auf der 1597 Kilometer langen Rennstrecke. Aber in Italien ist man rennsportbegeistert, die „Mille Miglia" ist das schönste Maifest. Und diesmal sah man Deutsche siegen und Rekorde brechen.

ZEICHNUNGEN: GUNTER RADTKE



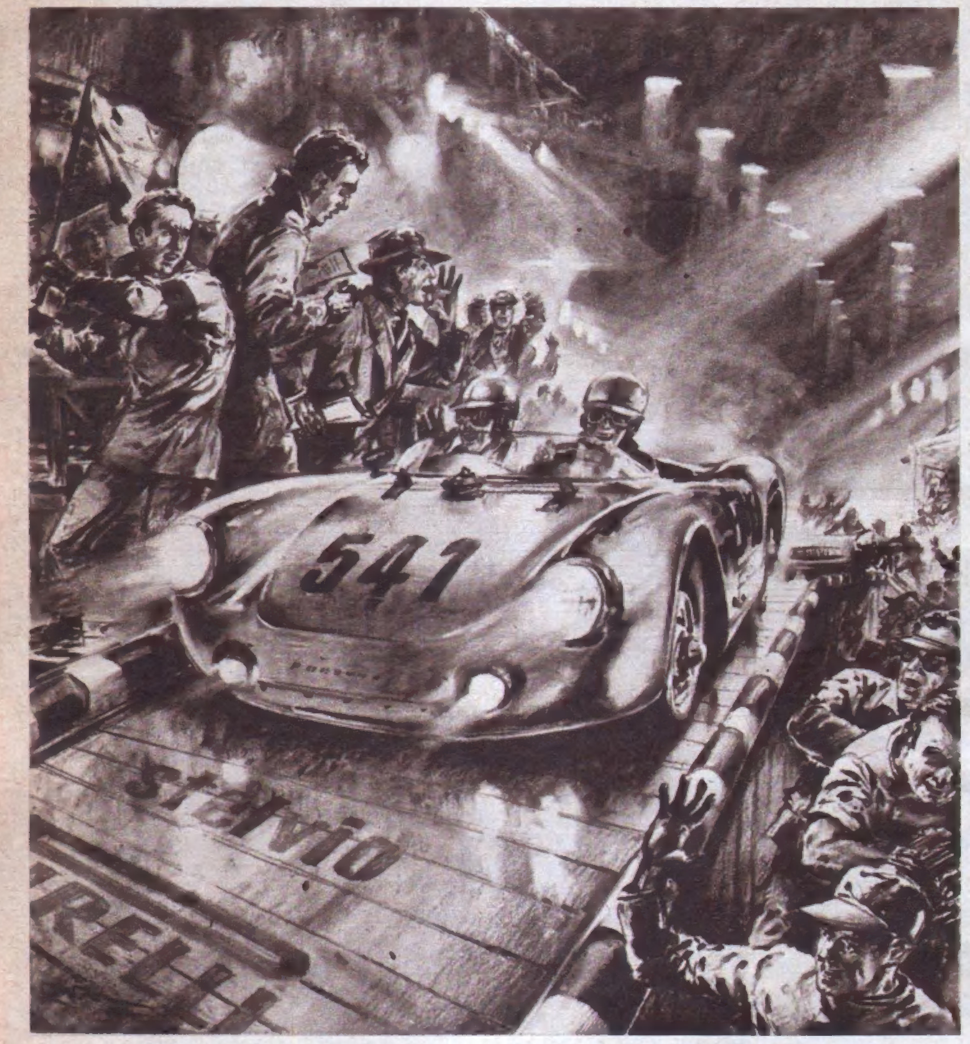
der deutschen Wagen im schwersten Rennen Europas — Die tausend Meilen in Italien





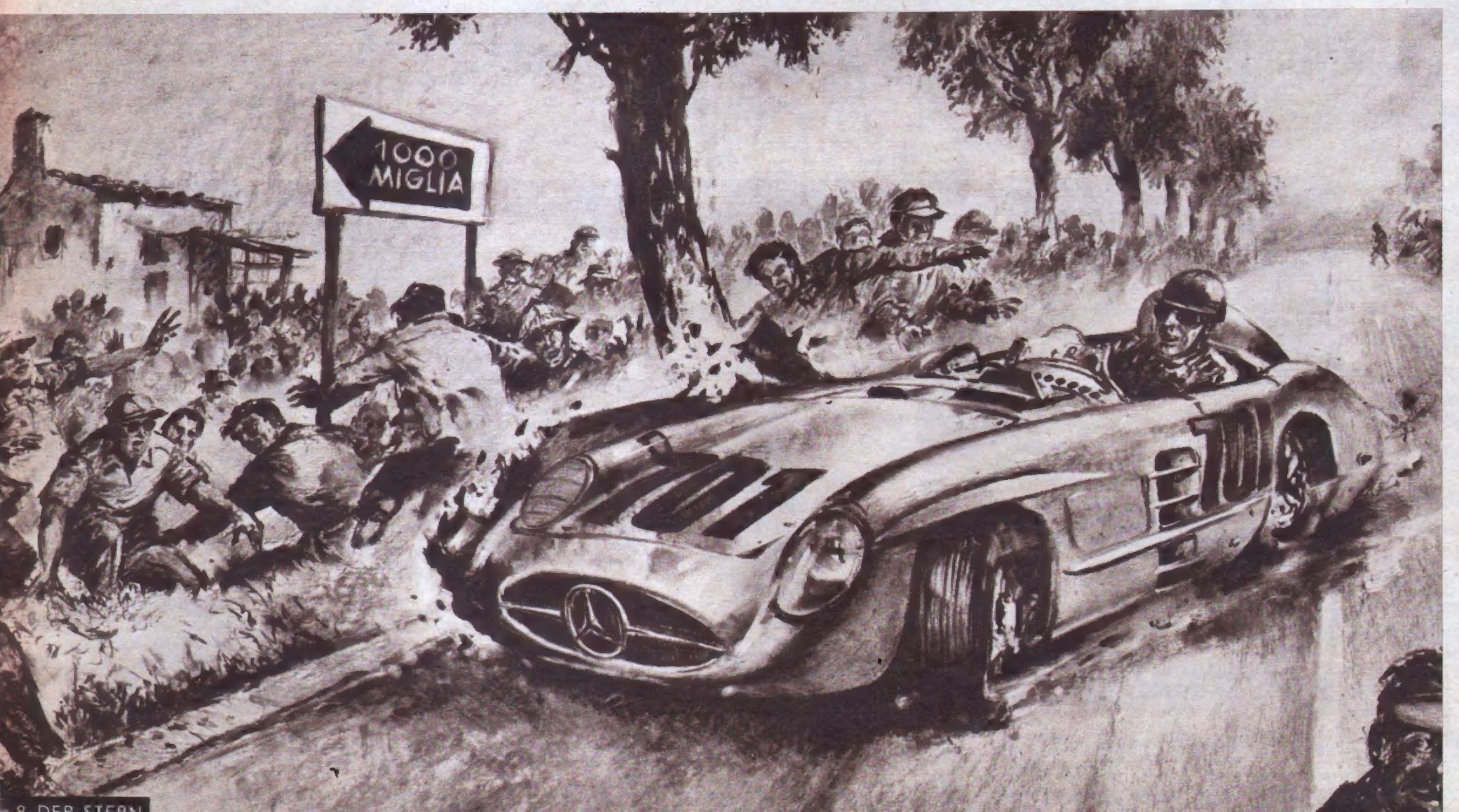


Die Helden *einer tollen Jagd: der 25jährige Engländer Stirling Moss (links) saß zum erstenmal bei einem Rennen hinter dem Steuer eines Mercedes-Benz 300 SLR. Er brach alle Rekorde und die Vorherrschaft der Italiener auf den „1000 Meilen von Brescia". — Weltmeister Manuel Fangio (Mitte) wurde, ebenfalls auf Mercedes-Benz, zweiter. — Der deutsche Mercedes-Fahrer Karl Kling (rechts) hatte Pech. Er verunglückte, um nicht einen leichtsinnigen Zuschauer zu überfahren*



Nachtstart in Brescia, *533 Rennsport- und Tourenwagen aller Klassen gehen auf die schwierigste Strecke Europas. Die Wagen werden auf ein hölzernes Podium geschoben, damit sie für alle Zuschauer zu erkennen sind. Zuerst kommen die Kleinwagen dran, dann die Serienwagen und schließlich die Spezialkonstruktionen. Alle 60 Sekunden erfolgt ein Start. Die Wagennummern entsprechen der Startzeit. Der Porsche Walter Seidels, Sieger in der 1500-ccm-Klasse, trägt die Nummer 541, das bedeutet, daß er um 05.41 Uhr an den Start geht. — Als letzter kam der 3-Liter-Ferrari des alten italienischen Haudegens Taruffi. Niemand kannte die Strecke so gut wie er, niemand zweifelte daran, daß er das Rennen gewinnen würde. Taruffis Wagen blieb mit einem Ölpumpenbruch liegen*







Baum oder Zuschauer? *Vor diese Frage sah sich der deutsche Mercedes-Fahrer Karl Kling gestellt, als er in voller Fahrt einem Fußgänger ausweichen mußte und dabei ins Schleudern kam. Kling wählte den Baum und verhütete eine Katastrophe. Er flog im Bogen aus dem Wagen und brach drei Rippen*



Immer schneller — immer gefährlicher wird die „Mille Miglia". Als 1931 Rudolf Caracciola mit seinem Mercedes „Silberpfeil" als Sieger in Brescia ankam, lag seine Durchschnittsgeschwindigkeit bei 101 km/st. Damals glaubte man, die Geschwindigkeiten nun nicht mehr steigern zu können. Bei dem 22. Rennen auf dieser Strecke fuhr Stirling Moss einen Durchschnitt von 157 km/st. Das bedeutet, daß auf den kurzen geraden Strecken ein Tempo zwischen 250 und 300 km/st herausgeholt wurde; das bedeutet, daß auf den Bergstrecken des Apennin zwischen Pescara und Rom und auf dem kurvigen Futa-Paß zwischen Florenz und Bologna (siehe nebenstehende Streckenkarte) die zahllosen Haarnadelkurven „wie von einem Geschoß, das um die Ecke fliegt", genommen werden mußten; das bedeutet, daß auf der unabgesperrten Straße ein hundert Meter voraus auftauchender Eselskarren in 1,4 Sekunden überholt wurde — das bedeutet, daß man das Rennen über die tausend Meilen ganz schlicht als „mörderisch" bezeichnen kann. Auch hierfür gibt es Zahlen: 1 Toter, 22 Verletzte, darunter 11 Kinder. Dem jungen Textilmillionär Marzotto löste sich ein Hinterrad, als er seinen Ferrari wieder einmal aufgedreht hatte und mit 280 km/st durch die Landschaft raste. Marzotto brachte seinen Wagen trotzdem noch zum Stehen. Das gelang dem Alfa-Romeo-Fahrer Festari nicht mehr. Hinter Padua flog er aus der Kurve in eine Gruppe von Zuschauern. Und den deutschen Fahrer Karl Kling erwischte es hinter Rom. Ein Mann, irgendein Zuschauer, überquerte die Straße. Er hatte kein Gefühl dafür, daß ein Rennwagen, der eben erst als schwarzer Punkt zu sehen war, in Sekunden schon da ist. Kling mußte bremsen, und auf der Straße lag Splitt. Da kam sein Wagen ins Schleudern. Mit drei gebrochenen Rippen und einer Nierenquetschung landete der „Pechvogel" Karl Kling im Krankenhaus. „Macht nichts", sagt Kling, „nächstes Jahr bin ich bestimmt wieder dabei". – Und nächstes Jahr ist die „Mille Miglia" bestimmt noch schneller, noch gefährlicher. Man muß den Sieger Stirling Moss fragen, ob er sich das vorstellen kann. Er ist doch erst 25 und voll von jugendlichem Optimismus. Stirling nickt nachdenklich mit dem Kopf. „Wird schon möglich sein", sagt er zögernd, „mit mehr Erfahrung und mit noch mehr Glück..." Stirling Moss kannte nämlich die 1000 Meilen kaum, als er startete. Er ist zum Training nur fünfmal gemächlich darüber hinweggefahren. Sein rotbärtiger Beifahrer Jack Jenkinson hat ihm zwar unterwegs viel geholfen, aber niemand konnte Moss helfen, als sein Wagen nach einer Bodenwelle zu einem 20 Meter weiten Luftsprung ansetzte. Meint er das mit seinem: „Noch mehr Glück?" Auf dem Bild rechts ist das Glück des Siegers zu sehen. Seine Braut unterdrückt Freudentränen, und dem Beifahrer Jenkinson sträubt sich noch der einst rote Bart. Er ist nicht grau geworden in diesen 10 Stunden, 7 Minuten, 48 Sekunden – sondern schwarz



Diese Sprache verstanden wir nicht, *denn wir kamen aus dem Westen. Kurt Bartel, der sich Kuba nennt, las aus seinen Gedichten: „Vor dem Antlitz Uljanows fällt keiner auf die Knie / Vor seinem Bilde schweigen oder spucken sie / Küßt keiner sein Gesicht / Keiner geißelt sich / ihm zu gefallen. Liebt – oder liebt ihn nicht. / Aber sein Lächeln bricht Eis! / Lenins Lächeln spricht laut und zu allen." Nein, diese Sprache ist nicht unsere Sprache*

Dem Volke aufs Maul schauen



Das war Martin Luthers Rezept, als er die Bibel ins Deutsche übersetzte. Vielleicht sagten auch die ostdeutschen Schriftsteller so, als sie sich am 1. Mai mit ihren Büchern auf die Straße begaben. Im Berliner Lustgarten marschierten noch die Kolonnen mit roten Fahnen und Transparenten. Auf der Stalinallee, die einst Frankfurter Allee hieß, wurden unterdessen die Tische und Stühle zurechtgerückt für den literarischen Salon unter freiem Himmel. Von A (wie Abusch) bis Z (wie Zweig) waren sie vertreten: die Großen, deren Namen Klang haben, im Osten genauso wie im Westen, und die Kleinen, deren Wort gleichsam am Eisernen Vorhang im Winde zerflattert, weil ihm die Kraft fehlt und die Echtheit. Das Volk kam, ließ sich aufs Maul schauen und sammelte Schriftsteller-Autogramme.



Unter das Volk *begab sich hier Walter Ulbricht, Generalsekretär der SED und stellvertretender Ministerpräsident der Sowjetzone. Rechts der Schriftsteller Stefan Heym*



Arnold Zweig, *der 68-jährige (oben), ist heute Präsident der ostdeutschen Kunstakademie. – Stephan Hermlin (links) der begabteste Lyriker im Stall des Kultusministers Johannes R. Becher, hatte das interessierteste Publikum*

BILDBERICHT: Seeliger / Dahl



Anna Seghers, *die Stalinpreisträgerin, ist eine der Großen, deren Sprache die trennende Ost-West-Mauer vergessen läßt. Ihr „Siebtes Kreuz", der ergreifende Roman der Verfolgten, wurde in alle Sprachen übersetzt. Für ihren „Aufstand der Fischer von St. Barbara" erhielt sie 1928 den Kleistpreis*



Ludwig Renn *zählt zu den hervorragenden Kriegsschriftstellern. — Ob die fehlende Krawatte am Halse der meisten Literaturpäpste der ungewöhnlichen Hitze zuzuschreiben oder als Ausdruck proletarischer Verbundenheit zu werten ist, bleibt leider unbeantwortet*



In Florida *verbringen der Bettelstudent und die Dollarprinzessin, nun als Ehepaar, ihre Flitterwochen. Dann beginnt für Helmut der Ernst des neuen Lebens. Er wird in Manila die Bank seines Schwiegervaters übernehmen*

Mädchen aus

Helmut Hollsteiner (27), der arme Bettelstudent aus Salzburg, lernte eine Dollarprinzessin kennen und stellte erfreut fest, daß dieses goldige Mädchen ihr Gold nicht nur auf der Bank ihres Vaters in Manila hat, sondern auch im Herzen. Drei Jahre lang hatte er in Wien unter großen Entbehrungen Jura studiert und bei einer Speditionsfirma gearbeitet. Dann bekam er ein Stipendium für ein Sprachstudium in Amerika an der Car-



„Allah hilf!" klagt Mehmet, denn sein Harem darf nicht auswandern



Vor der Hochzeit *besuchte Helmut Hollsteiner noch einmal seine alten Kollegen in der Salzburger Speditionsfirma. Alle freuten sich mit ihm und feierten gemeinsam Abschied von Europa*

purem Gold

nell-Universität. Auf dem Abschlußball für die ausländischen Studenten lachte ihm beim letzten Walzer das Glück in Gestalt der temperamentvollen Mary Raceli (23) aus Manila, die in New York Soziologie studierte. Mary verliebte sich in den blonden Studenten aus Österreich und studierte mit ihm in Europa weiter. Vor kurzem haben die beiden geheiratet und feiern nun Flitterwochen in Florida.



In New York, *in der Saint-Theresa-Kirche, heirateten die Dollarprinzessin und der Bettelstudent. Marys Eltern (oben) hatten ihren zukünftigen Schwiegersohn auf einem Europatrip in Salzburg kennengelernt und in ihr Herz geschlossen. Vater Raceli besorgte Helmut eine Stellung an seiner Bank in Manila und gab seine Zustimmung zur Hochzeit, als er sah, daß sich Helmut in allen Sparten der großen Bankgesellschaft gut eingearbeitet hatte*



Selbst der Prophet Mohammed *konnte die politischen Komplikationen des 20. Jahrhunderts nicht vorausahnen. Deshalb kann der gläubige Muselmane Mehmet Metalia heute nicht einmal in den Glaubenslehren sich einen Rat holen. So bleibt ihm nur der Fatalismus. Mehmet verließ bei Nacht und Nebel aus politischen Gründen seine albanische Heimat. Und mit ihm gingen seine rechtens angetrauten drei Frauen nach Jugoslawien. Ungehindert konnte er mit seinem Harem (oben die Nebenfrauen Djila und Risa) nach den Sitten seines Glaubens weiterleben, aber in Titos Reich fand er keine Arbeit. Da ging er ins Flüchtlingslager Triest, um die Auswanderung nach Übersee zu beantragen*



Die Lieblingsfrau Raba *und die Kinder dürften mit auswandern, sagten die Behörden im jugoslawischen Flüchtlingslager, aber die Gesetze aller Einwanderungsländer gestatteten keinem Mann mehr als eine Frau. Deshalb müßten Djila und Risa zurückbleiben. Doch Mehmet möchte sich keinenfalls von ihnen trennen, und er sagt: „Lieber verbringe ich mein ganzes Leben im Flüchtlingslager, ehe ich mich von meinen Frauen trenne. Was sollte erst geschehen, wenn ich vier Frauen hätte, wie mir vom Propheten Mohammed gestattet ist?" Mehmet sagt das nicht so von ungefähr, denn die Lagerinsassen haben beobachtet, daß er inzwischen sein interessiertes Auge auf eine weitere schöne Landsmännin geworfen hat*

Für mich bleibt nichts

Mutter Judaschke hat von diesem Leben nichts mehr zu erwarten. Sie hatte Mann und Tochter. Sie sind gestorben. Sie hatte ein Pflegekind, für das sie lebte und arbeitete. Aber Erwin, der Junge, wird sie in den nächsten Wochen verlassen. Er fährt zu seinen Eltern nach Amerika, denn die Eltern haben ein Recht auf ihr Kind. Mutter Judaschke hat keine Rechte. Sie hat nur die Liebe zu dem Kind. Und deshalb den Schmerz. Schicksal, sagt man und Tragik. Mehr wissen wir nicht zu sagen. Und blättern weiter. Wer kennt schon Marie Judaschke, die Frau, die tagsüber, wenn die Sonne scheint, an den Ufern der Elbe bei Hamburg sitzt, allein, verlassen — eine Mutter.

Es hat alles so sein sollen", sagt sie und weint. Es sind die Tränen einer Mutter. Neben ihr, im weißen Sand der Elbe, liegt der Junge. Aber er ist nicht ihr Sohn. Er träumt in das zarte Blau des Frühlingshimmels hinein. Er träumt von seinem Glück, das Amerika heißt und das er morgen sehen wird. Sein Glück ist ihr Schmerz. Der Junge wird gehen, wie er gekommen war — von irgendwo nach irgendwo. Dazwischen liegt das Lebensschicksal der Marie Judaschke aus Wusseken in Posen. Es begann, als die großen Trecks aus dem Osten wie ein endloses Gespann durch Wusseken fluteten. Ein Wagen scherte aus, hielt vor dem Hilfskrankenhaus, und eine Frau brachte ihr kleines Kind zu den Ärzten. Die sagten: „Typhus", aber der Bürgermeister sagte der Frau: „Kein Quartier frei." Sie mußte weiter, ihr Kind blieb zurück. Es hätte den Treck nicht überstanden. Im Krankenhaus wurde das Kind von einer jungen Schwester gepflegt. Als es Erwin besser ging und er schon im Krankenhaus herumtoben durfte, da sagte er „Mama". Er sagte es zu der jungen Schwester, nur zu ihr. Sie hieß Anneli — Anneli Judaschke. Erwin war fast gesund und sollte zu den Judaschkes nach Hause. Da brach Anneli zusammen. „Typhus", sagten die Ärzte. Sie wurde von Erwin infiziert. Mutter Judaschke wird an das Bett ihrer Tochter gerufen. Sie sitzt auf der Bettkante und sieht in das Gesicht ihrer Tochter, faßt ihre weißen Hände, und sie weiß in diesem Augenblick, daß ihre Tochter sterben wird. „Mutter", sagt Anneli, „wie geht es meinem Erwin?" — „Gut." — Dann sagt sie langsam: „Mutter, nimm Erwin zu dir." Eine Woche später wird Anneli beerdigt. Es war das einzige Kind von Frau Judaschke. Jetzt hat sie Erwin, das Kind einer Unbekannten, ein Typhuskranker, an dem sich ihre eigene Tochter infizierte. Drei Tage ist Erwin bei den Judaschkes. Dann sagt er „Mutter" zu Marie Judaschke, so wie er ihre Tochter „Mama" nannte. Wochen später muß auch ihr Heimatdorf Wusseken geräumt werden. Die Judaschkes werden Flüchtlinge. In Torgau in der Ostzone finden sie ein Zimmer mit einem kümmerlichen Herd. Was es zu kochen gibt, davon bekommt Erwin das meiste. Er wird ein kräftiger, pausbackiger Junge. Vater Judaschke aber wird immer kränklicher. Die Russen haben ihn zusammengeschlagen, als er seine Tochter vor ihnen retten wollte. Er stirbt im Jahre 1951. Marie Judaschke ist jetzt allein, die Tochter liegt in Wusseken



unter der Erde, der Mann auf dem Torgauer Friedhof. Aber Erwin ist da. Sie leben von 92 Ostmark Unterstützung, wie Mutter und Sohn. Aber die Frau Judaschke weiß, daß es nicht ihr Kind ist. Sie hat es dem Jugendamt gemeldet und die Behörde dem Roten Kreuz. Im Oktober 1954 werden Erwins Eltern gefunden. Es ist das Ehepaar Beek. Sie sind inzwischen ausgewandert nach Brooklyn, USA, und Erwin soll nachkommen. Die Eltern schicken Geld. Der Leiter des Jugendamtes Torgau, Willi Wendt, schaltet sich ein, er will sich unentbehrlich machen. Er bietet sich an, Erwin nach Hamburg zu bringen. Und Marie Judaschke, die neun Jahre hungerte, damit Erwin leben konnte? — Sie dürfe mitfahren bis Hamburg, sagt Herr Wendt. Die Reise müsse sie selbst bezahlen. Sie hat 50 Ostmark gespart, sie gibt Herrn Wendt das Geld. Die Reise kostet 36 Mark. Den Rest steckt Herr Wendt in die Tasche, und Frau Judaschke glaubt, das müsse so sein. Herr Wendt spielt sich auf. Er schließlich habe das Kind in den Westen gebracht, er kassiert das Geld, das Erwins Eltern aus Übersee schickten. Als er in die Ostzone zurückfährt, sagt er zur Frau Judaschke, die zurückbleibt, um auf Erwins Abfahrt zu warten: „Sie bleiben ja noch hier. Schicken Sie mir doch mal ein Paket." Frau Judaschke hat aber auch in Hamburg kein Geld, sie hat nicht genug, um Erwin ein wenig die Stadt zu zeigen. Wenn die Sonne scheint, geht sie mit ihm an die Elbe. Bei jedem Schiff, das tuckernd vorbeizieht, fragt er: „Fahre ich mit solchem Dampfer nach Amerika?" „Ja, Erwin", sagt sie dann. Und der Junge an ihrer Seite freut sich, und sie weint.





Als Krankenschwester *pflegte Anneli (oben rechts) ein typhuskrankes Kind gesund, das Flüchtlinge in ihrem Heimatdorf Wusseken in Posen zurücklassen mußten. Das Kind infizierte sie. Anneli starb. Ihre Mutter übernahm das Kind und fütterte es durch, als wäre es ihr eigenes. Heute ist Erwin (rechts) ein strammer Junge. Er wird von Hamburg nach Amerika zu den inzwischen ausgewanderten Eltern fahren. Zurück bleibt Mutter Judaschke. Sie gibt ihn frei. Denn sie weiß: sie hat kein Recht auf die Liebe des Kindes, das ihr sein Leben verdankt*

Wenn Schiffe vorüberziehen, *dann kommen der Marie Judaschke die Tränen, denn der Junge neben ihr, den sie neun Jahre lang „behungerte", wird in den nächsten Wochen das Schiff nach Amerika besteigen, wo seine Eltern warten*





Der Tod flog mit, *als der französische Journalist Pierre Gaude (links) die Segelflieger auf ihrem Rückflug begleitete. Seine letzte Aufnahme machte er kurz vor der Landung in Grenoble (oben). Bei diesem Flug kam die zweimotorige Havilland, die beiden Segelflugzeuge im Schlepp, in eine Schlechtwetterzone. Pierre Gaude bekam durch die Höhenluft Herzbeschwerden und starb nach der Landung, als er seinen Bericht geschrieben hatte*

Auch der Tod landete



Die Freunde *Jean Poncet (23) und Jean Perrier (23) aus Frankreich sind die ersten, denen es gelang, im Segelflugzeug die Alpen zu überqueren*

Als um 15 Uhr 45 auf dem Flugplatz der Fiat-Werke am Stadtrand von Turin ein Segelflugzeug niederging, wartete keine jubelnde Menschenmenge. Der 23-jährige Pilot Jean Poncet sprang trotzdem mit einem strahlenden Lächeln aus seiner Kanzel und versuchte, den verblüfften Zöllnern klarzumachen, daß er geradewegs über die schneeglänzenden Gipfel der Alpen aus Frankreich gekommen war (rechts). Dabei deutete er auf ein zweites Flugzeug, das eben zur Landung ansetzte. Jean Poncet und sein gleichaltriger Freund Jean Perrier haben zum erstenmal mit einem Segelflugzeug die Alpen von Grenoble (Frankreich) nach Turin (Italien) überquert. Um 11 Uhr morgens waren sie gestartet und hatten die 500 km in fünf Stunden zurückgelegt und 5300 Meter Höhe ohne Sauerstoffapparate erreicht. Auf dem Rückweg wurden die beiden Segelflugzeuge von einer zweimotorigen Maschine an einem Nylonseil über die Alpen geschleppt. Dieser ganze Geleitzug kam in 5000 Meter Höhe in eine Schlechtwetterzone. Für den Journalisten, der den Flug fotografierte, waren die Höhenluft und die Aufregung zuviel; er bekam Herzbeschwerden und starb am Morgen nach der Landung.

Fürstin, Malerin, Schwester

In Regensburg starb Margarete von Thurn und Taxis



Noch mit 84 Jahren *ging Fürstin Margarete zweimal in der Woche als Operationsschwester in die Kinderklinik. Unter den zahlreichen Flüchtlingen lebt auch ihr Bruder, der 82jährige Erzherzog Joseph von Österreich, Feldmarschall aller ungarischen Truppen im ersten Weltkrieg, auf dem Schloß (Bild links neben der Fürstin)*



Als Malerin *und Bildhauerin hatte sich die Fürstin einen beachtlichen Namen erworben. Hier sitzt sie vor einem Porträt ihres 1952 verstorbenen Gatten, Fürst*

Über allem steht die Liebe

Sie war gerade vier Jahre alt, die kleine Maria Ranchetti, als sie das erstemal so verhängnisvoll stürzte. Sie fiel dann noch öfter, und immer brachen dabei ihre Beine, kaum daß sie verheilt waren. „Sieh mal, die Arme!" raunte man, wenn sie durch die Straßen von Mailand humpelte. Bald blieb sie ganz daheim und lernte sticken, um den Eltern nicht zur Last zu fallen. Als sie siebzehn war, hörte die Mailänder Krankenschwester Irma Scoretti von ihr. Sie stellte ein Kästchen auf den Ladentisch der kleinen Konditorei ihrer Schwester und erzählte allen Leuten von Marias Leiden. Es kam viel Geld zusammen. Maria konnte in eine Klinik gehen, und ein bekannter Chirurg gab ihrem linken Bein die volle Bewegungsfreiheit wieder. Das rechte allerdings mußte amputiert werden. Unter den Glückwünschen, die Maria aus allen Ecken Italiens erreichten, war ein Brief des Physikers Professor Dr. Korn aus Triest. Maria schrieb zurück, und nach vielen weiteren Briefen standen nun die beiden vor dem Altar — Maria als strahlende Braut, ohne Krücken. Die Prothese, die man für sie machte, gibt ihr Selbstvertrauen.



Ein glückliches Paar: *Maria Ranchetti, heute 20 Jahre alt, und der Universitätsprofessor Dr. Korn. Die barmherzige Krankenschwester Irma Scoretti (Bild unten, links) erlebte das große Ereignis der Hochzeit ihres Schützlings als Trauzeugin. Zahlreiche Mailänder standen Spalier und waren nicht minder glücklich*



In einer kleinen Konditorei *in Mailand, die Irmas Schwester Maria Scoretti (Bild) gehört, wurde für Maria Ranchettis Genesung gesammelt. Jeden Abend war das Kästchen auf dem Ladentisch gefüllt mit Geldscheinen* **FOTOS: PALONCINI**

Albert von Thurn und Taxis, des letzten deutschen „Generalpostmeisters ehrenhalber". Zu den schönsten Aufgaben der Verstorbenen gehörte die tägliche Speisung von 400 Armen und Kranken im Regensburger Schloß **FOTOS: dpa**

Jeder Schuß ein Treffer

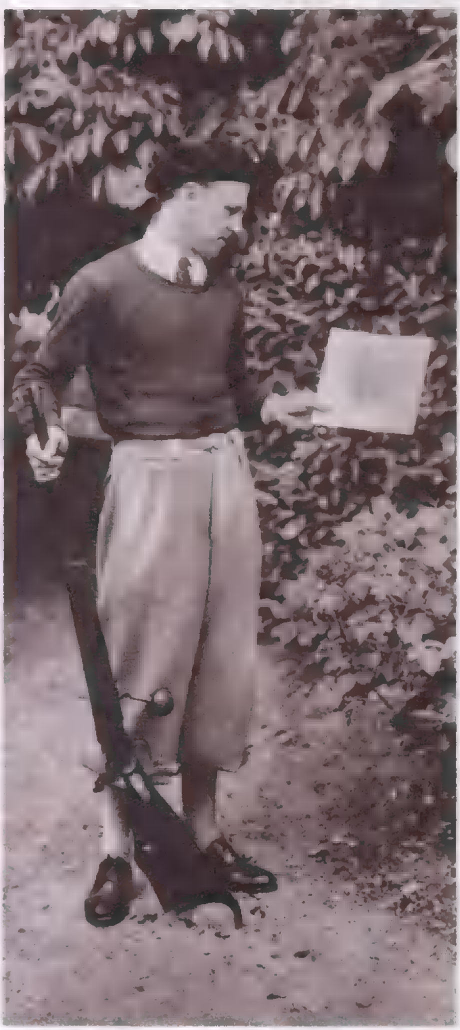
Schützenkönig Touchard narrte seine Landsleute

Als Roger das vierzigste Jahr erreicht hatte, fand er es an der Zeit, etwas Außergewöhnliches zu leisten. Das ist nicht einfach, besonders, wenn man kein außergewöhnlicher Mensch ist. Roger Touchard hatte bisher Jahr für Jahr fleißig sein Feld beackert, und die Früchte waren in keinem Herbst größer geworden als die des Nachbarn. Im September pflegte er jeweils aus reifen Äpfeln schweren Most zu pressen, aber der schmeckte auch nicht besser als bei den anderen 190 Bauern des Dorfes Favril, einem fruchtbaren Flecken im Hinterlande von Le Havre. Auch der Ruhm seines Calvados, den zu brennen so verboten wie üblich war, vermochte nicht seinen Gartenzaun zu überpringen.

Roger mußte lange nachdenken. Das Ergebnis dieser Anstrengung war, daß er in die Dachkammer stieg und seinen alten Karabiner holte. Den Rest dieses Abends war er damit beschäftigt, den Lauf zu reinigen, Kimme und Korn zu richten und das Schloß zu ölen.

Der Schuß fiel im ersten Büchsenlicht des jungen Morgens. Glas splitterte, Pulverdampf stieg auf, und der Donner der Explosion rollte über die Dorfstraße. Gendarm Pierre Flaubert glaubte, nicht recht gehört zu haben und war schon entschlossen, das gefährlich klingende Geräusch in das Reich beruflicher Sinnestäuschungen zu verweisen, als ein erneuter donnernder Schlag ihn zur Pflichterfüllung rief.

Beim dritten Schuß stand er schon horchend auf der Straße. Im Trab lief er dem Donner entgegen, auf Furchtbares gefaßt, die Dienstpistole in der Hand. Roger Touchard hatte bereits zum vierten Male angelegt, als Gendarm Flaubert mit fliegendem Atem in seinen Hof einbog. Ein polizeilich energisches „Halt" ließ Roger den Gewehrschaft von der Wange sinken. Flauberts Blick zielte suchend in die Schußrichtung, die in einem Misthaufen ihr Ende fand. Davor standen sieben leere Calvadosflaschen und umher lagen die Scherben von drei bereits getroffenen, wie der Gendarm schnell erkannte.



„Weltmeister" *Touchard zeigte sich gern in schießfreudiger Pose, vermied es aber, Proben seines Könnens abzulegen. Er gewann das Herz der schönen Louise (unten), die aber später als enttäuschte Ehefrau seinen „Weltruhm" jäh zerstörte*



„Donnerwetter", sagte Flaubert. Und Roger nickte nachlässig: „Jeder Schuß ein Treffer." Sprach's, legte an und schoß. Die vierte Flasche zersprang vergnügt.

„Für die Meisterschaft?" fragte Gendarm Flaubert; denn er erinnerte sich in einer Donnerpause, daß Roger vor drei Jahren Schützenkönig des Dorfes geworden war. Roger kniff übungshalber das linke Auge zu und sagte so nebenbei: „Ja, für die Weltmeisterschaft." Und Gendarm Flaubert vernahm mit offenem Mund, daß Roger Touchard, Bürger von Favril, zur Weltschießmeisterschaft nach Rio de Janeiro eingeladen worden ist, um sich mit dem brasilianischen Meister, Bec d'Aigle, einem adleräugigen Schützen indianischer Abstammung, im fairen Kampf Schuß um Schuß zu messen.

Die sensationelle Nachricht trieb den Gendarm von Rogers Hof. Gemessenen Schrittes, der seiner Uniform ungewöhnlich gut stand, bewegte er sich durchs Dorf, jeden Augenblick zum unwillig geschäftigen Stehenbleiben bereit. „Roger geht nach Rio — zur Weltmeisterschaft", verriet er nach allen interessierten Seiten, während der Donner neuer Schüsse von Rogers Hof seinen Worten die Glaubwürdigkeit verlieh.

Als Roger sich eine knappe Woche später zur Bahnstation begab, die sich in unmittelbarer Nähe eines entfernten Nachbardorfes befand, um den Pariser Zug zu besteigen, wo bereits das Flugzeug nach Rio wartete, folgte ihm ganz Favril. Die Kapelle der „Munteren Gesellen" intonierte einen Schützenmarsch und Roger wählte unter den zum Abschiedskuß dargebotenen Wangen der Mädchen treffsicher die zitternden Lippen von Louise aus, der Schönsten unter den Töchtern der reichsten Bauern von Favril.

Spannungsgeladene Tage vergingen. Die Heimat mußte warten, bis Roger wieder zurück war, denn ein Telegramm von Rio nach Favril wäre zu teuer gewesen; selbst der „Bernayer Landbote", das weitverbreitete Kreisblatt, hätte es nicht verauslagen können. Deshalb hatte Roger dem drängenden Chefredakteur versprochen, wenigstens sofort nach der Landung in Paris die sicher zu erwartende Siegesmeldung telefonisch durchzugeben.

Der „Bernayer Landbote" konnte denn auch am 23. Mai 1947 — denn so alt ist schon der Beginn von Rogers Ruhmeslaufbahn — unter der Schlagzeile "Unser Roger Touchard wurde Weltmeister" berichten, daß der „Sohn der Normandie" sowohl stehend freihändig als liegend aufgelegt den Indianer Bec d'Aigle im harten Kampf um drei Ringe geschlagen hatte. „Die Ankunft des Weltmeisters wird mit dem Frühzug aus Paris um 10.31 Uhr erwartet." Müde von der weiten Reise winkte Roger den Jubel ab, bescheiden lächelnd lauscht er der Rede des Bürgermeisters, bedankt sich mit warmen Worten für den Ehrenvorsitz des frisch gegründeten "Vereins der Carabinieri von Favril" und küßt heiß Louise, die Schönste unter den Töchtern der reichsten Bauern.

Feste von ländlicher Länge folgen. Schützenvereine fordern ihn auf, sein Können vorzuführen. Aber Roger muß sich auch hier versagen: „Ich will bei der Jugend keine Minderwertigkeitskomplexe hervorrufen", sagt er und ist wie ein Vater zu den jungen Schützenanwärtern. Sie verehren ihn und beneiden Louise, die er als einzige Begleiterin duldet, wenn er durch die Wälder streift und übungshalber hier einen Vogel im Fluge abschießt, dort einen Hasen mit der Kugel erlegt.

Für niemanden ist es daher noch eine Überraschung, als Roger nach der zweiten Weltmeisterschaft im Jahre 1948 zur Hochzeit rüstet. Es wird ein Fest, das nur noch von der Feier übertroffen wird, in deren Rahmen der Kreispräsident von Bernay dem Meisterschützen für seine Verdienste um die Heimat das „Kreuz der Ehrenlegion" anhängt.

Die Flitterwochen aber werden plötzlich unterbrochen von einer Einladung nach Prag zu einem kleineren Schießwettbewerb. Doch siegreich kehrt Roger auch von diesem heim, ebenso wie 1949 aus Montevideo, 1950 aus Kanada. 1951 erringt er den Titel des Weltpistolenmeisters in New York. „Ich fühle mich wie im Delirium, so haushoch schlug die Begeisterung über mir in New York zusammen", berichtet Roger in seiner bilderreichen Sprache dem „Bernayer Boten" nach seiner Rückkehr aus Übersee telefonisch aus Paris. „Für meine Schießscheibe wurden 1500 Dollar geboten. Ich verschenkte sie", amüsiert er sich am Telefon. Und der „Bernayer Bote" druckt jedes seiner Worte.

Doch das Glück bleibt auch einem Schützenkönig nicht immer treu. Der Verband der Carabinieri von Le Havre ladet ihn zu einem Festschießen ein. Roger möchte ablehnen, aber er ist sich der Enttäuschung, die er seinen Landsleuten damit bereiten würde, durchaus bewußt und sagt deshalb zu. Dennoch: er kommt nicht zum Schuß. Als das Festkomitee ihn am Bahnhof empfängt, stürzt er so unglücklich, daß er sich am Knie verletzt. Als er den Schießstand betreten will, kann er sich nicht mehr auf den Beinen halten. Das Knie ist geschwollen. Er müßte im Sitzen schießen. Und das muß er aus sportlichen Erwägungen ablehnen.

Louise, die Frau des Weltmeisters, aber ist glücklich über das Unglück. Endlich hat sie ihren Roger ein paar Monate für sich. Er muß zu Hause bleiben. Sie hatte sich in den letzten Jahren allzusehr vernachlässigt gefühlt. Immer war der Meister unterwegs. Wenn nicht außer Landes zum Schießen, dann häufig in Paris zu den Sitzungen der „Liga internationaler Karabinerschützen" und den Tagungen des Pistolen-Schützenverbandes aller Kaliber.

Die Ruhmespause gibt den Neidern Mut. Sie munkeln, Roger sei gar nicht Weltmeister. Und die Schießscheiben, die er von den Kämpfen mitbringe, seien gefälscht. Er würde mit einer Schrotflinte aus allernächster Entfernung das schwarze Zentrum der Scheiben durchsieben und dann zu Hause jedes Loch für einen Büchsentreffer erklären.

Die Anhänger des Weltmeisters aber konnten sich auf die Zeitungsberichte berufen, denn inzwischen hatte nicht nur der „Bernayer Landbote" über Roger exklusiv berichtet, sondern auch die Presse von Le Havre und sogar Pariser Blätter den größten Sohn der Normandie gewürdigt.

Roger selbst lachte nur über die Fehlschüsse seiner Gegner und sprach von Intrigen. Schon in Caracas habe man ihm bei der Meisterschaft von 1954 Platzpatronen unterzuschieben versucht.

Unangefochten und mit sicherer Hand wie immer begann Roger im März mit den Trainingsschüssen für die Weltmeisterschaft 1955, die im Mai in Kapstadt stattfinden sollte. Diesmal hatte sich aber nicht nur Roger ein hohes Ziel gesteckt, sondern auch Frau Louise. Sie mochte nun endlich nicht mehr zu Hause sitzen müssen. Roger jedoch, vom vielen Schießen sowieso schon etwas schwerhörig, überhörte wie in jedem Jahr die Reisewünsche seiner Frau. Und zwischen die bollernden Trainingsschüsse mischte sich nicht minder laut der Ehekrach. Es sollte der letzte werden.

Louise hatte es satt und reichte die Scheidung ein, zumal ihr Roger von der letzten Weltmeisterschaft Brillanten mitgebracht hatte, die er für den Siegerpreis über 2000 Dollar erworben haben wollte, deren Wert aber ein Juwelier in Le Havre auf knapp 11 Mark eingeschätzt hatte.

Anwalt Florant nahm sich des Ehestreits an und untersuchte das Weltmeisterleben des Monsieur Roger Touchard. Zu seiner eigenen Überraschung, die nur noch von dem Entsetzen der Bürger von Favril übertroffen wurde, stellte er fest, daß der Schützenkönig von Rio, New York, Caracas und Montevideo niemals seine französische Heimat verlassen hatte. Sein Paß war blütenweiß und stempelfrei. Rogers Überseereisen hatten Jahr für Jahr bereits in Paris geendet in einem kleinen bescheidenen Hotel an der Seine. Hier pflegte Roger seine ruhmlosen Tage mit Träumen von Weltmeisterschaften zu verbringen, die für den „Bernayer Landboten" zu formulieren seine Hauptbeschäftigung am Tage darstellte. Abends jedoch gab er sich den Vergnügungen hin, die dieser Pariser Stadtteil den Besuchern aus der Provinz freigiebig zu bieten hat. Letzteres war es hauptsächlich, was Louise zur schnellen Scheidung verhalf.

Roger aber zog es vor, noch einige Wochen nach dem Scheidungsurteil inkognito in Le Havre zu verweilen, bis sich der erste gefährliche Zorn der Mitbürger von Favril gelegt hatte. Dieser Tage erst kehrte er heimlich ins verlassene Haus zurück, in dem ihm vor acht Jahren die Idee gekommen war, etwas Außergewöhnliches zu leisten.

Am Morgen darauf hörte der Gendarm Flaubert wieder einen Schuß. Unheil ahnend erbrach er die verschlossene Tür. Aber Roger war noch am Leben. Mit der Pistole in der Hand zeigte er auf eine Zielscheibe, die an der Wand befestigt war. „Eine Zwölf", sagte er still in seiner bescheidenen Art.

AUF DEN SPUREN VON JOHANN JAKOB ASTOR

Marktplatz der Weltwirtschaft

Längs der Wall Street, New York, hat man über einen Dollar für den Quadratzentimeter Bauland bezahlt... Die weltbekannte Straße ist eine enge Schlucht zwischen Hochhäusern, ihr Fahrdamm von Menschengewimmel verstopft. Nachts liegt sie totenstill, nur die Statue Washingtons vor dem Schatzamt scheint über dem finanziellen Weltzentrum zu wachen.
Durch Landkäufe am damaligen Wall des Städtchens New York begründete Johann Jakob ASTOR, Einwanderer aus dem süddeutschen Walldorf, das später größte Vermögen der Neuen Welt.

Das Naturkork-Mundstück der ASTOR schützt die erlesene Tabakmischung vor allen fremden Einwirkungen und erschließt auf diese Weise erst den reinen Rauchgenuß.



IM KÖNIGSFORMAT MIT KORKMUNDSTÜCK

Die Raucherin der ASTOR empfindet das Mundstück aus Naturkork als eine besondere Annehmlichkeit, denn es nimmt kaum eine Spur ihres Lippenstiftes an.

WALDORF-ASTORIA * HAMBURG UND MÜNCHEN

Jürgen Thorwald: Das Jahrhundert der Chirurgen (XI)



DER MAGENSCHNITT

Auf einer erneuten Europareise, die der amerikanische Arzt H. St. Hartmann, der Großvater unseres Autors Jürgen Thorwald, im Jahre 1880 mit seiner jungen Frau Susan unternimmt, um die berühmtesten Chirurgen Europas aufzusuchen, legt das Ehepaar Erholungswochen in einem kleinen Seebad an der Biskaya ein. Hier macht Hartmann eine furchtbare Entdeckung: Seine junge Frau ist schwer magenleidend. Der Ehegatte, der selbst Arzt ist, hat die Symptome, nach dem Susan die Krankheit vor ihm nicht länger geheimhalten konnte, zunächst falsch gedeutet. Erst bei einem Besuch in Nantes, wo Hartmann den seine Frau behandelnden Arzt hinter ihrem Rücken heimlich besucht, wird ihm zur furchtbaren Gewißheit, daß es sich bei der Erkrankung nicht, wie er bisher gemeint und gehofft hatte, um eine Schwangerschaft, sondern um eine bösartige Magengeschwulst handelt. Hartmann, der ahnt, daß das Leben seiner Frau bedroht ist, hat nun nur noch ein Ziel, den bedeutendsten Pariser Chirurgen, der als Magenoperateur einen großen Ruf genießt, Professor Jules Emile Péan, zu konsultieren, um sich Gewißheit zu verschaffen, wie es mit seiner geliebten Susan steht.

Ich erwachte in jener Nacht wie nach einem schreckhaften Traum, ohne daß ich mich bis heute seines Inhaltes entsinnen könnte.

Der Platz neben mir, auf dem sonst Susan lag, immer auf der rechten Seite, immer ein wenig zusammengerollt, die Schulter und den linken Arm über der Decke, das schmale, zärtliche, nach zehn Jahren Gemeinsamkeit unverändert geliebte Gesicht von der Flut ihres langen, schwarz glänzenden Haares überschwemmt — dieser Platz war leer. Der hell leuchtende Mond schien auf das weiße Kissen.

Ich sah, daß die altertümliche Glastür, die in den Garten führte, weit geöffnet war, weiter, als wir sie sonst in diesen warmen, aber von der See her kühl durchwehten Sommernächten zu öffnen pflegten. Der Vorhang blähte sich im Wind. Von einer plötzlichen, unerklärlichen Angst erfaßt, stand ich auf, warf den Morgenmantel um und trat in den Garten hinaus. Fast taghell lag das Gelände bis zur Küste da und die Insel der Mont St. Michel erhob sich, wie vom Mondlicht übergossen, aus dem Meer. Susans schlanke Gestalt lehnte, nur in ihr dünnes Nachthemd gehüllt, den Kopf in die hochgehobenen, überkreuzten Arme vergraben, an einer der halb verfallenen und grün überwucherten Pfeiler, die den Garten begrenzten ... Sie bemerkte mich erst, als ich dicht hinter ihr stand und meine Hand nach ihr ausstreckte.

Sie ließ die Arme sinken und wandte sich mir zu. Sie hatte sich immer gut in der Gewalt gehabt. Das war eine der Quellen unseres ruhigen, durch keinen Streit und kein böses Wort unterbrochenen „Jahrzehnts", das von ihr im Umgang mit meiner oft so sprunghaften Ruhelosigkeit sicherlich mehr Opfer und mehr Liebe gefordert hatte, als ich heute noch ermessen kann. Aber trotz ihrer Beherrschung sah ich noch den Rest einer tief eingegrabenen Angst, den sie aus ihrem Gesicht wegzuwischen suchte. Und sie schien totenbleich und zerbrechlich schmal.

„Susan", flüsterte ich, während ich mich über sie beugte und in das matte Licht ihrer Augen sah, „warum verbirgst du etwas vor mir ..."

Sie sah mich schweigend an. Dann hob sie nur wieder ihre Arme und zog mich zu sich herab. „Küß mich", sagte sie, „küß mich, so wie du mich immer geküßt hast, in allen, ungezählten schönen Stunden unserer vielen schönen Jahre ..." Ich sah ein Lächeln in ihrem Gesicht.

Aber ich schob ihre Arme zurück. Die Angst, die mich geweckt, die Angst, die mich in den Garten hinausgetrieben hatte, ließ mich nicht an dieses Lächeln glauben.

„Du sprichst, als ob du Abschied von den Jahren nehmen wolltest. Liebst du mich nicht mehr? Sag, hast du den Vagabunden satt? Sag's mir, ist irgend etwas geschehen? Bitte, sag mir, was geschehen ist ..."

„Ich sage dir nichts ...", antwortete sie, „ich sage dir nichts, weil gar nichts zu sagen ist ... Aber wenn du mich nicht küßt, wenn du mich nicht sofort ganz schrecklich küßt, werde ich dich nicht mehr lieben ..."

Dies geschah in einer der letzten Mainächte des Jahres 1880 in dem französischen Fischerdorf an der Biskaya, in dem Susan und ich ein Häuschen gemietet hatten, weil ich mich von einer afrikanischen Reise und einer ebenso ausgedehnten wie ziemlich fruchtlosen Suche nach den chirurgischen Künsten eingeborener Medizinmänner erholen wollte. Der folgende Morgen war so schön wie alle Morgen, die uns aufwachen ließen, wenn der rote Glutball der Sonne seine ersten Strahlen auf die Mauern und Dächer und Treppen des Mont St. Michel warf und das Meer bis zum glitzernden Horizont wie einen Spiegel aufleuchten ließ.

Susan wartete wie immer schon mit dem Frühstück, als ich mit dem Ankleiden fertig war. Sie saß draußen auf der Terrasse, vor dem Kaffeetisch und sah auf die See hinaus. Sie bemerkte mich nicht sogleich, und ich beobachtete sie mit dem Keim mißtrauischer Angst, der durch ihre Umarmung und durch den Schlaf der Erschöpfung in mir lebendig geblieben war.

Sie schien mir immer noch ungewöhnlich blaß und schmal, und ich dachte plötzlich an die alte Erfahrung, wonach wir Veränderungen an Menschen, mit denen uns das tägliche Leben verbindet, selten sofort bemerken. Die Sonne hatte sie gebräunt. Aber ihre Augen waren, wie ich zum erstenmal sah, in Fältchen gebettet, die in ihrem kaum dreißigjährigen Gesicht niemals zu Hause gewesen waren. Um ihre Lippen schien ein schmerzlicher Zug zu liegen, den ich nie beobachtet hatte. Ihr Hals wuchs schmal, fast mager aus ihrem Kleid hervor. Täuschte ich mich? Hatte ich diese Veränderungen wirklich nie an ihr bemerkt, oder waren es nur eingebildete Veränderungen, Gaukelspiele vor meinen übernächtigten Augen?

Susan sah mit einer sonderbaren Verlorenheit zu den Fischerbooten hinaus, die eben mit breit ausgeschwungenen Segeln dem offenen Meer zufuhren. Als sie mich jedoch bemerkte, überzog sich ihr Gesicht sofort mit dem Lächeln, das ich kannte, das ich an keinem Morgen unseres gemeinsamen Lebens vermißt hatte — bis auf die Wochen und Monate bei und nach dem Tod unseres kleinen Tom*). Beim Frühstück bemerkte ich jedoch, daß sie nur einen Zwieback und etwas Milch nahm.

„Dir fehlt doch etwas ...", sagte ich, „fühlst du dich nicht wohl ..."

„Du bist fast widerwärtig zäh ...", lächelte sie, „ich habe zuviel gegessen, gestern abend. Mein Magen kann ein bißchen Schonung vertragen ..."

Ich griff mit einem Gefühl unendlicher Erleichterung nach ihrer schmalen braunen Hand und zog sie zu mir hinüber, während eine Woge der Zärtlichkeit mich überschwemmte. „Sind wir uns immer noch nicht nah genug", sagte ich, „daß es nichts zwischen uns gibt, das nicht auch des anderen Auge ..."

„O doch, mein Lieber ... ", sagte sie. „O doch, ich bin dir so nah, daß ich mir nicht mehr vorstellen kann, jemals von dir getrennt zu werden ..." Sie wandte plötzlich ihren Blick von mir fort.

Ich hielt immer noch ihre Hand. „Ich kann es mir auch nicht vorstellen. Aber ..."

„Wir wollen schwimmen gehen ...", sagte sie. „Wir wollen schwimmen gehen ..." In ihren Augen standen Tränen. „Laß uns gehen. Es ist zu rührend. Sonst muß ich weinen ..."

Niemals habe ich mir meine Blindheit verziehen, so wie sie mich in den kommenden Wochen auszeichnete. Ich beobachtete scherzend Susans strenge Diätversuche. Ich übersah, daß sie immer weniger aß. Ich übersah die Zeichen des Leidens oder der Angst, die auch in jenen Wochen einmal den Vorhang ihrer ungeheuren Selbstbeherrschung durchbrochen haben müssen. Sie war dreißig Jahre alt. Sie war jung. Sie stand in der Blüte ihres Lebens. Als drei Wochen vergangen waren und ich sie immer noch Brei und Zwieback essen sah, brachte ich sie mit Überredung und Gewalt und mit der Begründung, daß sie jetzt genug Süppchen zu sich genommen habe, in das kleine Gasthaus, ein paar Meilen südlich an der Küste, zu dem selbst die Feinschmecker aus Paris den Weg fanden. Und sie aß, was ich ihr zubereiten ließ, das zarteste Fleisch, das zarteste Gemüse. Und dazu den leichtesten roten Wein ...

Als wir nach Haus zurückkehrten, trug ich sie über die Schwelle, so wie ich sie zehn Jahre zuvor bei unserer Hochzeit über die Schwelle getragen hatte, und hörte dabei ihre Stimme — eine Stimme, in der Glück und Angst war und der große brennende Wunsch, ein Glück, das unendlich schien, festzuhalten. Ich hörte sie wie in der Nacht, in der ich Susan draußen im Garten getroffen hatte. Ich hörte ihr „Küß mich, oh, küß mich ..."

Am folgenden Morgen saß sie aufgerichtet neben mir im Bett und sah auf mich herab. Ich begriff damals den Ausdruck ihrer Augen nicht, dieses Übermaß von Zärtlichkeit und Trauer. Ich umarmte sie nur. „Nun", fragte ich, „hat es dir geschadet? Wie fühlst du dich ...?"

Oh, gut ...", lächelte sie. „Oh, gut ..."

„Siehst du", sagte ich, „ich habe es dir doch gesagt. Wozu bin ich Arzt? Wenn auch nur ein Theoretiker und Vagabund? Heute abend werden wir noch einmal hinübergehen und du wirst dich gesund essen."

*) Thomas Hartmann, das einzige Kind aus der Ehe meines Großvaters mit Susan, starb 1876, fünf Jahre alt, an der damals in ernsten Fällen fast immer noch tödlichen Blinddarmentzündung. Sein Tod wurde zum Ausgangspunkt eines der größten Kapitel in den Erinnerungen meines Großvaters, dem er den Titel „Appendix hieß der Mörder" gab. Es ist die Geschichte des langen und schließlich erfolgreichen Kampfes der Chirurgen gegen die Blinddarmentzündung (Appendizitis).

(FORTSETZUNG AUF SEITE 20)

Da bleibt nichts auf dem Teller! Wenn Sie Ihrer Familie »Velveta à la Tatare« vorsetzen. Rezept: 2-3 Ecken Velveta mit 2 Löffeln Milch oder Rahm abrühren. Paprika, kleingeschnittene Zwiebel und Gürkchen damit vermischen. Dazu Pellkartoffeln. Prima!

1, 2, 3 Zutaten – 4, 5, 6 Minuten – fertig ist die Platte! Notwendig: 2 harte Eier, 1 Gewürzgurke, Brotscheiben und vor allem der streichzarte Dorahm und Kraft's Chester oder Emmentaler, je nach Geschmack. Als Getränk wählen Sie Bier oder Tee.

Besonders würzig schmeckt der Reisauflauf, wenn Sie ihn mit Kraft's Emmentaler anreichern: vor dem Überbacken mengen Sie ein paar Flöckchen unter, und legen Sie einige dicke Scheiben obenauf. Gut läßt sich auch Kraft's Chester dazu verwenden. Garnieren Sie den Auflauf mit einigen Ei- oder Tomatenscheiben.

Käse lässt sich 1000 fach verwenden!

Das Geheimnis erfahrener Küchenchefs darf das nicht länger bleiben! Alle sollen es wissen!

Versuchen Sie es doch einfach selbst einmal, mit Kraft's Käse dem Küchenzettel eine schmackhafte Abwechslung zu geben. Sie werden feststellen, daß Käse nicht nur ein leckerer Brotaufstrich ist, sondern sich genau so hervorragend zum Kochen und für viele andere Gelegenheiten eignet.

Vielseitig in Geschmack und Konsistenz und von stets gleich guter Qualität sind die Käsemarken aus dem Hause Kraft. Ihr Nährwert schenkt Gesundheit und vermeidet das so gefürchtete Dickwerden.

Hier sind einige Anregungen – und weitere interessante Rezepte sendet Ihnen gerne der Kraft-Beratungsdienst in Lindenberg im Allgäu, Postfach 43/302, kostenlos zu.

KRAFT

die meistgekaufte Käsemarke der Welt



Kraft's Chester ohne Rinde – von erlesener Qualität, aus edlem Chester-Rahmkäse bereitet – schnittfest und vollfett – kraftvoll-würzig, doch ohne Schärfe.



Kraft's Dorahm – 60 % Fett i. T. – unerreicht streichfähig – enthält: ein Drittel Markenbutter, zur Hälfte Chester-Rahmkäse und die Wertstoffe der Milch.



Kraft's Velveta - in handlichen Ecken und der preiswerten Halbpfundpackung erhältlich - streichzart und nahrhaft – ideal auch beim Kochen zu verwenden.



Kraft's Emmentaler – schnittfest oder streichbar erhältlich, mit dem vollen Aroma ganz frischen Schweizers - kein Abfall durch Austrocknen oder



Kraft's Parmesan – geriebener Parmesankäse – importiert aus Italien – kostbar wie ein edles Gewürz – pikant und vollmundig – besonders ergiebig.

[FORTSETZUNG VON SEITE 18]

Ich beachtete nicht den Ausdruck der Angst, ja, fast des Entsetzens, der in ihren Augen lag. Und ich ließ gar keine Erwiderung mehr zu. Die Tage vergingen, sonnenhell und schön und ohne einen Schatten auf meiner Seele. Dann kam die Nacht vom 20. auf den 21. Juni ... Wir waren spät nach Hause gekommen, und ich hatte ihr zugeredet, immer noch eine Kleinigkeit zu essen und zu trinken ...

Ich erwachte, so wie ich einige Wochen zuvor erwacht war, aber nicht von einem Traum, sondern von einem Geräusch. Es war die Glastür, die — anscheinend von einem Windzug — bewegt worden war. Doch als ich auf die Kissen neben mir blickte, waren sie leer, so wie sie schon einmal leer gewesen waren, und die Angst von damals überfiel mich mit solcher Gewalt, daß mein Herz hämmerte, während ich emporsprang, mir nicht erst die Zeit nahm, den Mantel umzuwerfen, sondern hinausstürzte. Der Mond schien so hell wie in jener ersten Nacht. Aber der Garten war leer und verlassen. Ich sah nirgendwo Susans schmale Gestalt. Ich sah kein Wehen ihres Hemdes oder ihres Haares. Ich hörte keinen huschenden Schritt auf dem mit Moos durchwachsenen Kies ...

Doch dann horchte ich zu dem kleinen Anbau hinüber, den wir zum Erstaunen der Nachbarn zum Bad hatten umbauen lassen. Ich hörte das quälende Geräusch, das aus der Kehle eines Menschen kommt, den die Übelkeit würgt. Ich begriff, oder ich begann zu begreifen — die Erinnerung an die letzten Abende, an die Mahlzeiten, die sie mit einem Lächeln zu sich genommen hatte, weil ich es wünschte, stürzte auf mich herab wie eine Last, die mich zu Boden drücken wollte. Ich tat einen Schritt, um in das Bad hinüberzueilen ... Aber dann besann ich mich. Dann ging ich zurück ins Haus, während die Gedanken in mir tobten.

Ich warf mich aufs Bett, mit rasendem Herzen und angehaltenem Atem, und wartete ... Aber die Tür im Anbau bewegte sich nicht. Ich hörte keinen Schritt. Ich vernahm nur wieder und wieder, ganz fern, aber für mein plötzlich überscharfes Ohr hörbar, die würgenden, quälenden Geräusche, und jedes einzelne traf mich wie ein Stich in die Brust ... Doch das Toben meiner Gedanken nahm nicht den richtigen Weg ... Ich überhäufte mich mit Anklagen und Selbstvorwürfen, ich nannte mich den erbärmlichsten unter all denen, die sich jemals Arzt genannt hatten. Aber sofern meine Gedanken um die Ursache des Leidens kreisten, das Susan peinigte, und Gott mochte wissen, wie lange schon gepeinigt hatte, nahmen sie eine merkwürdige Richtung, die sich ihnen plötzlich, wie aus einem seit Jahren, seit dem Tod unseres kleinen Tom, tief vergrabenen Komplex versteckter Wünsche heraus wies: ein Kind, nach so vielen Jahren und vergeblichen Hoffnungen erwartete Susan ein Kind ...

In dem gleichen Maße, in dem dieser Gedanke in mir reifte, verringerte sich das Hasten meines Herzens. Ich lag ruhig, voller Gewissensbisse, aber ohne Angst, sondern voller Erwartung ...

Ich lag lange so. Dann hörte ich draußen Susans leisen Schritt. Ich sah die Umrisse ihrer vertrauten Gestalt in der Tür. Ich hörte ihren Atem und hörte, wie sie ins Bett glitt, mit einem leisen, unterdrückten Seufzer, der mich noch einmal peinigte und mein Herz wieder schneller jagen ließ ...

Ich wagte nicht, mich zu rühren. Ich hielt meine Augen geschlossen. Ich fühlte, daß Susan sich ein wenig aufrichtete und zu mir heruntersah. Was stand jetzt in ihren Augen zu lesen? Eine Anklage, ein leiser Vorwurf? Oder das liebende Dulden, das ich so sehr an ihr kannte ...?

„Kannst du mir verzeihen?" brach es plötzlich aus mir heraus.

Sie erschrak und fuhr zurück. „Du warst wach?" flüsterte sie ...

Ich suchte ihre Hände und küßte sie. „Ja", sagte ich. „Ich habe etwas Furchtbares getan in den letzten Tagen. Sag mir, war es nur diese Nacht oder auch vorher schon?"

„Auch vorher schon", sagte sie, so, als hätte sie den Versuch, mich von ihren Leiden fernzuhalten und sie vor mir zu verbergen, aufgegeben.

„Schon seit damals ...?"

„Ja ..." Sie löste ihre Hände und fuhr damit über mein Haar. „Ja, schon seit damals ..."

„Und in der Zeit, in der du Diät gelebt hast ..."

„Dann nicht ... so ...", flüsterte sie ...

„Hast du ...", begann ich ...

„Was ...?"

„Hast du schon daran gedacht ...?"

„An was ...?"

„... daß ein Kind die Ursache ist ...?"

Es war plötzlich sehr still, und ich fühlte, daß die Bewegung ihrer Hände [illegible] Eine ungeheure Spannung bemächtigte sich meiner. Ich horchte in die Stille hinaus. Ich horchte auf ihr nächstes Wort. Ich flüsterte: „Ein kleiner Tom ..."

„Mein Gott ...", sagte sie. Ich spürte, wie sie mit einer plötzlichen Bewegung zu mir hinüberglitt. Ich fühlte ihr Gesicht über mir und sah in ihre tränenüberströmten Augen. „Mein Gott ..." Sie schüttelte sich vor Weinen, und ich dachte, es sei Freude, Freude und nichts sonst ...

In den Tagen, die jetzt folgten, tat ich genau das Gegenteil dessen, was ich vorher getan hatte. Ich überwachte Susans Diät. Ich stellte eine Köchin ein, die nur flüssige Speisen zu bereiten hatte, weil Susan diese am besten vertrug. So kam der 10. Juli — soweit ich mich erinnere — ein Donnerstag.

Seit wir uns an der Küste eingemietet hatten, fuhr Susan in Abständen von etwa sechs Wochen nach Nantes, um Einkäufe zu machen. Sie fuhr allein. Als sie diesmal fahren wollte, drängte ich jedoch darauf, mitzukommen. Aber sie bestand so fest darauf, allein zu fahren und versicherte mit so strahlendem Lächeln, daß sie sich wohl fühle, daß ich mein Drängen schließlich aufgab. Als sie jedoch fort war, überfiel mich eine so peinigende Unruhe, daß ich stundenlang im Hause auf und ab ging und mich schließlich vor Susans kleinen Schreibtisch niedersetzte, so, als sei dadurch irgendeine Verbindung zu ihr hergestellt.

Ich saß schon eine ganze Weile dort, als ich mit den Blättern des Kalenders zu spielen begann und mein Blick wie zufällig auf einige Zeilen fiel, die auf der Rückseite des Blattes zum 1. Juli standen, das ich beim Blättern umgebogen hatte. Ich hätte diese Zeilen sicher nicht näher ins Auge gefaßt, wenn mir nicht die Buchstaben Dr. aufgefallen wären. Ich drehte den Kalender herum und las im gleichen Augenblick den Namen: Dr. Vauban. Die anderen Zeilen betrafen offenbar Vorbereitungen für Nantes ...

Ich stand, von neuem von meiner peinigenden Unruhe erfaßt, auf und begann abermals meinen Gang durch das Haus ... Eine halbe Stunde später hielt es mich nicht mehr in den vier Wänden. Ich nahm meinen Hut und ging die fünfhundert Meter zum Schulhaus hinüber, in dem Brouchard, der Lehrer, wohnte. Ich traf ihn in seinem Garten ...

„Was ist? Was ist?" sagte er. „Sie kommen dahergestürmt wie ein Jüngling ..."

„Hören Sie", sagte ich heiser vor kaum beherrschter Erregung. „Sie kennen doch Nantes ..."

„Natürlich", sagte er, „ich war ja lange genug dort ..."

„Kennen Sie dort einen Dr. Vauban ...?"

„Wie kommen Sie denn darauf?" sagte er. „Natürlich kenne ich ihn ... Das ist der bekannteste Doktor dort. Ich habe ihn vor ein paar Wochen Ihrer Frau empfohlen ..."

„Ein Geburtshelfer?"

„Eigentlich ein Internist, wie man so sagt. Aber Geburtshelfen tun sie ja alle ... Oh ..." Ein Lächeln erschien plötzlich in seinem Gesicht. „Ich Schafskopf! Ist es das? ... Sie werden einen Sohn bekommen und dann müssen Sie ihm einen französischen Namen geben ..."

Er sah mir zweifellos sehr verwundert nach, als ich mich ohne ein weiteres Wort umdrehte und mit eiligen Schritten nach Hause zurückging. Ich verbrachte einen ruhelosen Abend und eine noch ruhelosere Nacht. Susan kam am folgenden Mittag. Meine Augen hingen an ihrem Gesicht, kaum daß sie es erspähen konnten, so, als stünde in diesem Gesicht die Geschichte ihres Besuches bei Dr. Vauban geschrieben. Aber sie war nicht darin geschrieben. Susan stürzte nur auf mich zu und umarmte mich, als sei ich ein Rettungspfeiler in einem Meer, in dem sie zu versinken drohte.

„Ich werde dich nie mehr verlassen ...", flüsterte sie. „Ich will keinen Tag und keine Stunde mehr ohne dich sein. Ich will jeden Tag und jede Stunde mit dir genießen, so lange die Sonne scheint ..."

Ich begriff damals nicht, was sie meinte. Ich fragte mich nur: warum sagt sie nichts? Wenn sie wirklich ein Kind bekommt, warum sagt sie nichts ... Und wenn nicht ... Zum ersten Male überwältigte mich der Gedanke dieses: wenn nicht ...? Aber konnte ich fragen? Sollte ich verraten, daß ich an ihrem Tisch gesessen und in ihren Papieren geblättert hatte?

Abends, als ihr Kopf auf meinem Arm lag, sagte sie: „Wollen wir dieses Jahr früh nach New York zurückfahren? Ich habe ein bißchen Sehnsucht ..."

Wollte sie, daß das Kind drüben geboren wurde? fuhr es mir durch den Kopf. Oder was bewegte sie sonst?

„Wenn du magst, könnten wir gleich fahren", sagte ich ...

Ich konnte nicht wissen, mit welcher Heftigkeit sie auf mein Angebot eingehen würde.

„Oh, bitte", sagte sie. „Ja, bitte, laß uns bald fahren ..."

Meine rechte Hand suchte ihr Gesicht und fand, daß es feucht von Tränen war. Zum ersten Male beschlich mich die alte Angst, die ich in der ersten Nacht vor vielen Wochen gefühlt hatte. Und zugleich überfiel mich ein Gedanke, ein Plan, mir Gewißheit zu verschaffen ...

„Dann werde ich morgen nach Paris reisen", sagte ich, „und dort alles vorbereiten. Wir könnten in ein paar Wochen reisen."

Ich hatte dabei jedoch nur ein Ziel im Auge: Nantes und Dr. Vauban. Ich fuhr am folgenden Morgen ab, ohne daß Susan einen Verdacht geschöpft hätte. In Nantes stieg ich aus, mietete einen Wagen und ließ mich zu Dr. Vauban fahren. Er war auf Patientenbesuch, und ich hatte fast zwei Stunden zu warten. Als er endlich kam, empfing er mich jedoch sofort. Er war ein Mann, wenn nicht der alten, so auf jeden Fall der älteren Schule, der in Paris offenbar eine eingehende klinische Schulung erfahren hatte. Er betrachtete mich mit einem fast bedrückenden Ernst.

„Sie sind der Gatte von Mrs. Hartmann?" sagte er. Er hob mit einer müden Geste der Hilflosigkeit und der Trauer seine Schultern und ließ sie wieder sinken. „Sie sind, wie ich aus Ihrer Karte entnehme, selbst Arzt?"

„Ja", sagte ich, betroffen von seinem Ton und seiner ahnungsvollen Schwermut. „Aber nicht praktizierend ..."

Er sah mich sonderbar an. „Sie haben eine sehr tapfere Frau ...", sagte er, und wieder war mir, als lege sein Ton sich würgend um meine Kehle.

„Nicht nur eine tapfere Frau", sagte ich. „Sie ist der liebenswerteste Mensch, der mir je geschenkt worden ist. Und deswegen komme ich her zu Ihnen. Sie besuchte Sie ohne mein Wissen, und ich habe nur durch Zufall davon erfahren ..."

Er richtete sich auf. „Sie wissen also nichts von meiner Diagnose?" sagte er ...

„Nein", sagte ich. „Seit mir die Anfälle von Übelkeit bekanntgeworden sind, vermute ich eine Schwangerschaft. Wir haben vor vier Jahren unser einziges Kind verloren ..."

Ich werde nie den Blick vergessen, den er auf mich richtete, noch während ich sprach. „Schwangerschaft ...", sagte er, und ein Klang echter Ratlosigkeit schlich sich in seine Stimme. „Ich verstehe, daß ein liebender Mann in bestimmten Dingen blind sein kann, ich verstehe, daß ein liebender Mann sogar blind sein will, vor einem Unheil, das er herankommen fühlt, ich verstehe in diesem Fall sogar, daß angesichts der Jugend ihrer Frau jeder Gedanke in eine andere Richtung gehen möchte, aber trotzdem — trotzdem ..."



Susan Hartmann, *die erste Frau unseres Erzählers H. St. Hartmann, litt während des Europaaufenthaltes des Ehepaares an einer schweren Magenkrankheit, die sich später als Krebs entpuppt*

„Wie soll ich Sie verstehen?" fragte ich, während ich eine schwarze Wand der Ahnung und der Angst auf mich zukommen fühlte ...

„Ihre Frau hat ihren Zustand besser beurteilt als Sie", sagte er müde. „Von einer Schwangerschaft kann, wenn ich das so hart sagen darf, keine Rede sein. Ich nehme an, daß ich zu Ihnen so offen sein soll, wie es Ihre Frau von mir sich selbst gegenüber so lange forderte, bis ich nachgab ..."

Ich nickte wortlos.

„Ihre Frau", sagte er, „hat ein Magenleiden. Sie hat eine Geschwulst am Magenausgang, die — was selten genug ist — sich sehr leicht tasten läßt und die Ihre Frau selbst schon getastet hatte. Die Geschwulst muß in den letzten Wochen schnell gewachsen sein. Sie hat den Magenausgang so verengert, daß er nur noch leichte und flüssige Nahrung in das Duodenum passieren läßt ..."

Er schwieg und starrte mich an. Wir saßen uns schweigend gegenüber, und mir war, als habe sich der Raum verdunkelt, als sei plötzlich der Faden meines Lebens durchschnitten oder als stürze ein Gebirge auf mich herab ...

Vauban wartete eine Weile. Als ich kein Wort über die Lippen brachte, fuhr er fort: „Der Palpation und dem ganzen klinischen Befund nach muß man leider annehmen, daß es sich um eine Krebsgeschwulst handelt."

Ich antwortete nicht, denn ich nahm seine letzten Sätze nur mit halbem Bewußtsein auf.

„Warum schweigen Sie?" fragte er. „Ich kann es ja verstehen, aber ..."

In diesem Augenblick brach ich aus dem Dunkel heraus, das sich über mich gesenkt hatte. Meine Stimme war so laut, daß er zurückwich. „Ich glaube Ihnen nicht", sagte ich. „Ich glaube Ihnen nicht ..."

„Sie werden sich selbst leicht überzeugen", sagte er. „Und Sie werden keinen Arzt auf dieser Welt finden, der eine andere Diagnose stellt ..."

Aber ich wiederholte lauter: „Ich glaube Ihnen nicht ..." Ich sah Susan vor mir, dreißig Jahre alt, blühend und jung. Ich sah ihr schönes Gesicht, ihr Haar. Ich fühlte den Hauch ihrer Lippen, ich hörte ihr: Ich liebe dich. „Ich glaube Ihnen nicht", schrie ich. „Und wenn Ihre Diagnose richtig ist, dann glaube ich Ihrer Prognose nicht ..."

Es war die Verzweiflung, die aus mir herausstürmte. Sie brach sich Bahn durch die Wände meines eigenen besseren Wissens — und doch war dem nicht ganz so, denn während ich noch aus dem Dunkel der Verzweiflung um mich schlug, registrierte mein Verstand das Wissen, das ich damals über die Magenkrankheiten und über die kaum geborene Chirurgie des Magens besaß, und darin leuchtete wie ein kleines Flämmchen der Name Péan, Professor Péan, Paris, Hotel St. Louis, und dahinter leuchteten ein paar andere, kleinere Namen von Männern, Namen von Städten, Namen wissenschaftlicher Arbeiten ...

Ich fühlte die Hand Vaubans an meinem rechten Arm. Er war vielleicht fünfzehn Jahre älter als ich und schmal und ausgedörrt. Aber er schüttelte mich.

„Herr Kollege ...", rief er, „fassen Sie sich ..."

Sein Gesicht, das für eine Weile vor meinen Augen zu breiten bizarren Formen verschwommen war, wurde wieder ein menschliches Gesicht. „Ich danke für Ihre Bemühungen", sagte ich mühsam. „Verzeihen Sie meinen Ausbruch ..."

„Aber bitte", sagte er.

„Ich möchte nur noch eine Bitte äußern."

„Aber bitte!" wiederholte er.

„Während ich auf Sie wartete", sagte ich, „sah ich, daß Sie die ‚Gazette des Hospitaux' aus Paris beziehen. Könnte ich vielleicht den Jahrgang 1879 einmal durchblättern ...?"

Er sah mich verwundert an. „Gewiß", sagte er.

„Ich verstehe zwar nicht, was Sie damit in Ihrer Situation bezwecken. Aber selbstverständlich steht Ihnen der Jahrgang zur Verfügung ..."

■

Als ich Vaubans Haus verließ, hegte ich keine echten Zweifel an der Richtigkeit seiner Diagnose. So wie uns die Erkenntnis der Wirklichkeit oftmals ganz plötzlich überfällt, so wich auch jetzt ein Schleier von meinen Augen, der mir offenbar Dinge verborgen hatte, die ich hätte sehen müssen. Jetzt erschien so vieles, das Susan in den letzten Monaten getan hatte, unter einem ganz anderen Licht. Jede Geste, jedes Wort wog anders als es zuvor gewogen hatte. Und hinter allem schlich die Erinnerung an den Tod ihrer Mutter an mich heran, die, kaum sechsunddreißig Jahre alt,

[FORTSETZUNG AUF SEITE 22]

DIE JUGEND WEISS, WAS SIE WILL

»Die Jugend läßt sich nichts vormachen, Fritz. Ich sehe es an meinem eigenen Jungen. Der hat Selbstvertrauen, der denkt auch nach! Als Lehrling erklärt er mir schon, was ›Produktivität‹ ist und was das mit steigenden Löhnen zu tun hat. Er wird es mal zu etwas bringen in unserem Betrieb.«

»Du bist richtig, mein Junge! Du hast also schon kapiert, worauf es ankommt!«

»Klar, Onkel Fritz! Ich will es ja mal zu einem guten Techniker bringen! Ein Ungelernter kann doch nichts mehr werden. Maschinen machen alles . . . «

»Na, mal sachte mit den jungen Pferden! Aber sonst hast du recht: Lernen lohnt sich! Wir brauchen immer mehr Facharbeiter, seit wir nach besseren Methoden arbeiten und Maschinen bauen, die zuletzt vielleicht die ganze mechanische Arbeit machen. Wir haben es ja schon heute viel leichter als die Großväter mit ihrem 12-Stunden-Tag.«

»Das haben unsere Jungen schon gemerkt, Fritz. Und weil sie darüber nachdenken, sehen sie die Arbeit und das Leben überhaupt mit ganz anderen Augen an.«

»Na ja, es sind ja auch freiere Menschen — in unserer Sozialen Marktwirtschaft.«

»Gewiß, Fritz, aber etwas anderes muß noch dazukommen: Die gute Zusammenarbeit zwischen Betriebsleiter und Belegschaft! Das ist überhaupt das Wichtigste. Wir können heute mit unserem Chef von Mann zu Mann reden; da stehen wir als Arbeiter ganz anders da.«

»Hast recht, Otto. Jeder Betrieb und die ganze Wirtschaft — alles ist zunächst einmal für den Menschen da. Nicht umgekehrt! Das spüren auch die Jungen heute; sie wissen, daß es nicht nur auf die Maschinen ankommt. Man muß auch Freude an seinem Betrieb haben. Dann wird die Arbeit immer besser.«

»*Wir* denken ganz einfach, Onkel Fritz: Wenn man die Betriebe verbessert und neue Fertigungsmethoden einführt, dann wird die Arbeit leichter . . . «

». . . wir schaffen dann aber trotzdem mehr und schließlich erhöhen sich auch die Löhne.«

»*Das* ist es! So kommen wir zu einer besseren Produktivität! Und die brauchen wir, wenn wir alle besser leben wollen.«





DIE WAAGE

Gemeinschaft zur Förderung des Sozialen Ausgleichs e. V.

Vorsitzer: Franz Greiss · Köln am Rhein · Schildergasse 32-34

Denen, die über diese uns alle angehenden Fragen mehr wissen wollen, schickt DIE WAAGE gern die Schrift »Steigende Produktivität — wachsender Wohlstand«.

An DIE WAAGE Gemeinschaft zur Förderung des Sozialen Ausgleichs e. V. Köln, Schildergasse 32-34
Senden Sie mir bitte kostenlos die Schrift »Steigende Produktivität — wachsender Wohlstand«.

Name .... Beruf ....

Ort .... Straße .... (bitte Blockschrift)

Für Lesezirkelbezieher: Schneiden Sie bitte den Kupon nicht aus, sondern schreiben Sie eine Postkarte an DIE WAAGE, 2009/5 , Köln, Schildergasse 32–34

(FORTSETZUNG VON SEITE 20)

an einem „unbekannten Magenübel", „wahrscheinlich einer chronischen Dyspepsie", zugrunde gegangen war.

War ich blind gewesen, war ich ahnungslos und blind gewesen — ich, der ich neben ihr lebte und die Geschichte ihrer Familie kannte?

Mancher Einwohner von Nantes mag mir damals voller Verwunderung nachgeblickt haben, während ich, ohne nach links und rechts zu sehen, blind für meine Umwelt durch die alten Straßen ging, stolperte, mich an Mauern stieß, verwirrt um mich blickte, bis ich den Stadtrand erreicht hatte und mich draußen, wo niemand mich mehr sah, an den Rand eines Busches setzte, lange vor mich ins Leere starrte und dann plötzlich nach der Zeitschrift griff, die ich aus Vaubans Haus mitgenommen und während der ganzen Zeit unterm Arm getragen hatte.

Ich schlug das Heft auf, ich blätterte, dann las ich den Bericht, den Jules Emile Péan, der damals sicherlich berühmteste Pariser Chirurg, der messergewandte und von Legenden umwobene Operateur des Hotel St. Louis wenige Monate zuvor unter dem Titel „De l'ablation des tumeurs de l'estomac par la gastrectomie" (Die Behandlung der Geschwülste des Magens durch die Magenentfernung) veröffentlicht und den ich wie vieles andere nur zufällig durchgesehen, sein Erscheinen und seinen Erscheinungsort aber so fest in meinem Gedächtnis bewahrt hatte, daß das Licht „Péan" im Augenblick der Verzweiflung und der Empörung gegen Vaubans „Hoffnungslos!" in mir hatte aufflackern können, wie ein Licht der Hoffnung in der Finsternis.

„Die bösartigen Geschwülste . . .", las ich über die Zeilen jagend, mit der Inbrunst eines Menschen, der als Ertrinkender nach einem Treibholz der Hoffnung sucht . . . „Die bösartigen Geschwülste (des Magens) sind . . . äußerst häufig. Es sind die Sarkomatösen und epithelalen Carcinome, die nach kurzer Zeit zum Tode führen, sei es durch Verschluß des Mageneingangs oder -ausgangs, sei es durch Eröffnung eines Gefäßes, durch Eröffnung des Peritoneums, durch Ausbreitung auf die Nachbarorgane oder sogar entfernte Organe. Da diese Tumore tödlich sind, haben sich die Kliniker wenig damit befaßt . . . Was ein chirurgisches Eingreifen anbelangt, so wird dieses beim gegenwärtigen Stand für unmöglich gehalten . . . Was uns betrifft, haben wir uns immer geweigert, einzugreifen, um diese Tumore zu entfernen . . ."

Zweihundertachtzig Jahre waren vergangen, seit es ein Chirurg gewagt hatte, einen Schnitt in den menschlichen Magen zu tun. Florian Mathis aus Brandenburg, Barbier und Chirurg zu Prag, hatte ihn getan, um das Leben des Bauernknechtes Matthaus zu retten, der als Messerschlukker auf den Märkten von Prag erschien und zu Ostern 1602 aus unglücklichem Versehen sein Messer wirklich verschluckte, so daß es „hinein in den Magen rumpelt". Der siebenwöchige Gebrauch von Magnetpflastern zog nach den alten Berichten die Messerspitze in die Magenwand hinein, so daß sie zu tasten war. Hierauf schnitt Florian ein und zog das Messer heraus, das „ganz verrostet" war, nähte die Wunde, und Matthaus war nach wenigen Wochen gesund.

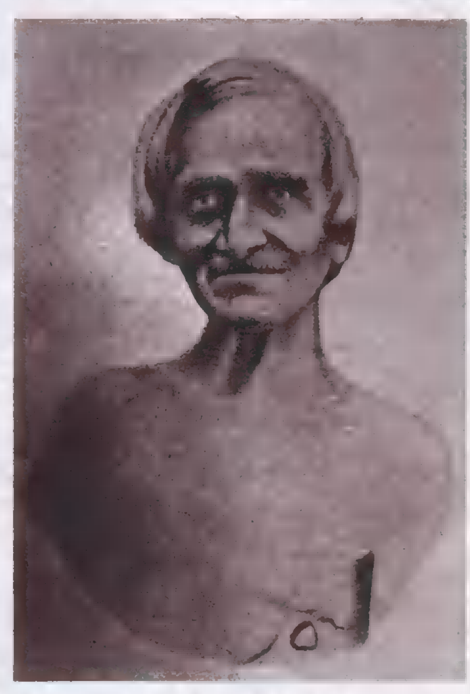
Zweihundertfünfundvierzig Jahre waren vergangen, seit die Ärzte und Chirurgen der Königsberger Fakultät zum zweitenmal und wiederum eines verschluckten Messers wegen, den menschlichen Magen geöffnet hatten — diesmal in einer barbarischen, dreiviertelstündigen, von den Schmerzensschreien des Kranken begleiteten Operation an dem zweiundzwanzigjährigen Bauernknecht Andres Grünheide aus dem Dorf Grünwalde in Ostpreußen. Um nach einem Trinkgelage Brechreiz zu erzeugen, hatte sich der Knecht am 29. Mai 1635 mit einem Messer das Innere der Kehle gekitzelt und das Messer verschluckt und war am 20. Juni, das Messer im Magen, in Königsberg eingetroffen. Am 9. Juli banden ihn die Professoren, Ärzte und Chirurgen, Crüger, Becker, Hemsing, Gröbel und Daniel Schwabe, auf ein Brett, öffneten die Bauchdecke, Crüger „wühlte" in der Wunde, um den Magen zu finden. Er fand ihn nicht. Schon wollten sie die Operation aufgeben, als sie entdeckten, daß das Bauchfell noch nicht durchtrennt war. Sie banden den Knecht von neuem fest, zogen endlich den Magen mit einem Haken hervor, öffneten ihn, fanden das Messer und vernähten die Wunde, und zehn Tage darauf begab ihr Opfer sich, gerettet, aber mit einem Bauchdeckenbruch behaftet und für immer untauglich für schwere Arbeit, nach Hause — und ein Bänkelgesang verkündete das ungeheuerliche Ereignis, bis die eifersüchtige Fakultät ihn verbot . . .

Was die Jahrtausende aber hier zu verkünden hatten, das waren Notoperationen, vom Zufall gesegnet — während ringsum die Tausende hilflos, und ohne daß sie oder ihre Ärzte genaue Kenntnis ihrer Magenkrankheiten gehabt hätten, starben. Kaum fünfzig Jahre waren erst vergangen, seit im äußersten Nordwesten Amerikas, in Fort Mackinac zwischen dem Michigan- und dem Huronensee, ein unbekannter amerikanischer Militärarzt, William Beaumont, zum ersten Male in den Magen des lebenden Menschen hineingesehen und zum ersten Male Klarheit über seine Funktion gewonnen und der wissenschaftlichen Welt vermittelt hatte. Auch ihn hatte der Zufall gesegnet, als dieser Zufall am 6. Juni 1822 im Drugstore der Mackinac-Siedlung eine Jagdflinte losgehen und ihre Schrotladung aus nächster Nähe in die linke Flanke des französisch-kanadischen Trappers Alexis St. Martin jagen ließ. Auch ihn hatte der Zufall gesegnet, als er zum Arzt St. Martins



Die erste bekannte Magenoperation *der Geschichte wurde am 9. Juli 1635 an dem ostpreußischen Bauernknecht Andres Grünheide vorgenommen, dem ein Messer, das er verschluckt hatte, aus dem Magen herausgeschnitten wurde*

wurde, der mit zerfetzter Brust, zerrissenem Zwerchfell und Magen, bedeckt mit Blut und hervorquellendem Speisebrei auf dem Boden lag und auf seine letzte Stunde wartete. Der Zufall war auch sein Helfer, als er St. Martin nach jahrelanger Mühe gesunden ließ — allerdings mit einer Öffnung in der Bauchwand, die seinen Magen mit der Außenwelt verband und sich niemals wieder schloß. Dem Zufall aber verbündete sich Beaumonts Genie, und ließ ihn durch jene Fistelöffnung hindurch Jahr um Jahr Versuche unternehmen, die zum ersten Male die bis dahin verborgenen Geheimnisse der Magensäfte klärten. 1833 — ein Jahr vor St. Martin, der ewigen Versuche müde und nach einer schon vorangegangenen längeren Flucht, für immer den Forscher in der Wildnis verließ — schenkte er der Welt sein unsterbliches Buch über die Physiologie der Verdauung. Ja, er schenkte ihr noch mehr, etwas das in der Chirurgie des Magens



Dem kanadischen Pelztierfänger *Alex St. Martin, der einen Schuß in den Magen erhielt (siehe Titelzeichnung), blieb viele Jahre lang die Magenwunde offen, durch die der Arzt William Beaumont die Vorgänge im Magen beobachten konnte*

wenigstens einige, vorbereitende Früchte tragen sollte. Er schenkte ihr den Gedanken an die Möglichkeit, Menschen, deren Mageneingang oder deren Speiseröhre durch Geschwülste verschlossen war, durch künstlich geöffnete Magenfisteln zu ernähren, und damit wenigstens etwas für sie zu tun, wenn man sich schon nicht an die Geschwülste selbst mit dem Messer wagte ...

Dreiunddreißig Jahre waren es her, seit Christian August Eggeberg, norwegischer Militärarzt in Christiania, zum ersten Male den Vorschlag gemacht hatte, jene künstlichen Magenfisteln zu öffnen und das Leben der zahllosen, die keine Speise mehr in den von Geschwülsten oder Geschwüren blockierten Magen brachten, um einige Zeit zu fristen.

Jahrzehnte waren vergangen, seit das Messer schmerzlos geworden war, und was hatten sie den Magenkranken gebracht? Die Fistel, dies Zeichen des verlängerten Sterbens und den gelegentlich erfolgreichen Versuch, Narbenstenosen und sonstige Verengerungen der Speiseröhre dadurch zu erweitern, das man dünne Saiten vom geöffneten Magen her durch die Speiseröhre und zum Mund herauszog, die Saiten täglich bewegte und ihnen schließlich Erweiterungsinstrumente folgen ließ! Mehr nicht! In Gottes Namen. Mehr nicht! Und jenen Kranken, denen nicht der Mageneingang, sondern der Ausgang durch Geschwüre und Geschwülste blockiert oder verengt war, wie Susan, hatten sie gar nichts beschert.

Die Versuche, den Magen zu öffnen und aus seinem Inneren her die zugehörenden Ausgänge gewaltsam zu dehnen, waren unter Qualen für die Opfer gescheitert. Und Jahrzehnt um Jahrzehnt haben die Chirurgen vor einer Barriere gestanden, die niemand zu überspringen wagte, weil hinter ihr eine ungeheure, unbeantwortete Frage stand. Die Frage lautete: Was würde geschehen, wenn sie den Leib öffneten und den kranken Teil des Magenausgangs herausschnitten, wenn sie ihn vom Magen auf der einen und vom Zwölffingerdarm auf der anderen Seite trennten? Würde man jemals den so anders gearteten Darm mit dem Magen vereinen können? Würden die Nähte so dicht schließen, daß Magen und Darminhalt nicht in die Bauchhöhle floß und die tödliche Peritonitis erzeugte? Würden Magen und Darm aneinanderwachsen oder würden sie unvereinbar bleiben, und würde das erste Opfer dieses Versuches nicht des sicheren Todes sein? Auch diesseits der großen Barriere stand für die Kranken der sichere Tod. Aber vor dem drohenden Tode jenseits, vor dem Operationstod unter der Chirurgenhand unter der Magen und Darm sich vielleicht nicht zusammenfügen wollten, verhielt, wie gebannt, eine ganze Welt der Chirurgen. Nein — hatte sie angehalten.

Sie hatte angehalten, denn da war Jules Emile Péans Bericht — der erste Bericht über den ersten Versuch, die Barriere zu überspringen. Der erste Bericht über eine Tat inmitten der ängstlichen, zögernden Resignation. Der erste Bericht, den der Zufall in meine Hand gebracht hatte, zu einer Zeit, als ich noch keinen Gedanken darauf verschwendete, daß er jemals Bedeutung gewinnen könne für das Schicksal Susans und damit für mein eigenes Leben!

*

„Was uns betrifft, so haben wir uns immer geweigert, einzugreifen, um diese Tumore zu entfernen ..." So las ich. Aber ich überflog den Satz, denn ich wußte aus der Erinnerung, daß er den Zustand diesseits der Pallisaden beschrieb, über die Péan schon vor vielen Monaten hinweggesprungen war.

Und ich brauchte nicht lange zu suchen. Nein, ich brauchte nicht zu suchen. Mit dem nächsten Satz tat Péan diesen entscheidenden Sprung.

„Um diese unsere Verhaltungsregel zu ändern", so las ich, „bedurfte es des verzweifelten Willens eines Kranken, der an einer so vollständigen Verengerung des Pylorus (Magenausgang) litt, daß seit mehreren Wochen jede Nahrung, die in den Magen gebracht wurde, nicht weiter in den Zwölffingerdarm gelangen konnte. Seit mehr als fünf Tagen wurden alle Nahrungsmittel, sogar die flüssigen, erbrochen, sobald sie durch den Mund aufgenommen wurden. Lediglich Nährklistiere wurden teilweise behalten. Daher hatte der Kranke seit drei Monaten 64 Kilogramm Gewicht verloren, das heißt mehr als ein Drittel seines einstigen Gewichts. Seine entsetzlichen Leiden und ein Abscheu vor all den ärztlichen Ratschlägen, die ihm von den berühmtesten Klinikern (Nicht-Chirurgen) gegeben worden waren, und die nicht den geringsten Erfolg brachten, hatten ihn so weit gebracht, daß er Selbstmord begehen wollte, wenn wir nicht wenigstens versuchten, ihn aus seiner entsetzlichen Lage zu befreien. Es war zu befürchten, daß seine Kräfte nicht mehr ausreichen würden, die



Jules Emile Péan, *(1830—1898) wagte am 9. April 1879 zum erstenmal die operative Entfernung einer krebsartigen Magengeschwulst. Péan, der immer in Frack und weißer Weste operierte, mit seinen Assistenten vor einer Operation. Péan lehnte die Operation der krebskranken Susan Hartmann ab*

geringste Verletzung oder die leichteste Peritonitis zu überstehen. Wir sind jedoch schon so oft Zeugen überraschender Erholung bei Kranken gewesen, denen wir die Magen-Nähr-Fistel anlegten, ... daß wir schließlich dem Wunsch des Kranken, seiner Familie und seines Arztes ... nachgaben. Die Operation wurde am 9. April 1879 im Hause Frére St. Jean de dieu, in der rue Oudinot, in Anwesenheit anderer Ärzte ausgeführt ..."

Ich fühlte, wie mein Herz schneller schlug. Oh, ich erinnerte mich wohl, daß Péans Bericht nicht gut endete. Hätte es in einem Triumph geendet — ich wäre der erste gewesen, der, als ich ihn las, nach Paris eilte, um ein neues Kapitel im Siegeszug der Chirurgen zu erleben. Aber jetzt, wo es um eigenes Schicksal ging, bebte ich darum, daß er wenigstens in einer Hoffnung endete.

Mein Blick hastete an den Sätzen entlang. „Ein Einschnitt, fünf Fingerbreit, wurde etwas links vom Nabel, von oben nach unten führend, vorgenommen. Nachdem die Bauchhöhle geöffnet war, erkannten wir, daß der Magen hypertrophiert war und fast den ganzen Leib ausfüllte ... Wir zogen den Pylorusteil des Magens etwas gegen die Mittellinie. Dieser Zug wurde vorsichtig ausgeführt und ließ bald die Geschwulst hervortreten, deren Zentrum im Pylorus stak, während die Enden bereits in den Magen und den Zwölffingerdarm ausstrahlten. Der Tumor hatte eine wurstförmige Gestalt ... und maß sechs Zentimeter im Durchmesser. Es war leicht festzustellen, daß der Verdauungsweg an dieser Stelle völlig geschlossen war. Wir trennten dann den Magen und den Zwölffingerdarm oberhalb und unterhalb der Geschwulst ab. Da wir verhindern mußten, daß die Flüssigkeit, die sich noch im Magen befand, in die Bauchhöhle austrat, hatten wir den Magen in der Nähe des trennenden Schnitts mit einem langen Troikart punktiert, durch den die Flüssigkeit unter methodischem Druck und durch das Narkose-Erbrechen ausströmte ... Dank der Geschicklichkeit unserer Assistenten konnten wir die Wunde der Bauchhöhle schließen, ohne daß es nötig gewesen wäre, eine Säuberung der Bauchhöhle durchzuführen. Die Operation hatte zweieinhalb Stunden gedauert ..."

Ich bemerkte in meiner Hast gar nicht, wie lückenhaft Péans Bericht war und daß er gar nichts darüber aussagte, wie Magen und Darm zusammengeführt worden waren und welche Nähte er gewählt hatte. Ich hastete weiter: „Der Kranke wurde bedeckt und warm gehalten. Am Ende des zweiten Tages brachten wir ihn dazu, Nahrung aufzunehmen. Er nahm die Speise mit Appetit zu sich und behielt den größten Teil davon. Das blieb am dritten Tage genauso, nur wurden einige der Speisen mit etwas Galle erbrochen, ein Zeichen dafür, daß die Verbindung zwischen dem Magen und den tieferen Teilen des Verdauungskanals wiederhergestellt war. Der Puls blieb während dieser Tage schwach. Wir glaubten, daß die Schwäche durch den Aushungerungszustand hervorgerufen wurde, und deshalb gaben die Doktoren Brochim und Bernier eine Bluttransfusion. Der Kranke gewann etwas Farbe zurück. Da am nächsten Tag der Puls wieder sehr schwach war, führte Dr. Bernier auf unseren Wunsch hin eine zweite Transfusion von 80 Gramm durch. Nährflüssigkeit, so nahrhaft wie möglich, wurden durch Mund und Rektum eingeführt und behalten. Unglücklicherweise zeigten sich in der Nacht vom vierten zum fünften Tage neue Symptome von Schwäche, und bis zum nächsten Morgen bereiteten wir eine dritte Transfusion vor. Wir kamen nicht mehr dazu. Unter unseren Augen starb er an Schwäche und Aushungerung. Während der ganzen Zeit untersuchten wir den Leib, in der Furcht, es könnte sich eine Peritonitis einstellen ... Es wäre von größtem Interesse gewesen, eine Autopsie durchzuführen, um festzustellen, ob die Nähte des Magens durch die Verdauung angegriffen wurden, um zu sehen, ob sich der vergrößerte Magen zurückgebildet hatte. Unglücklicherweise widersetzte sich die Familie trotz unserer wiederholten Bitten auf das entschiedenste ... Obwohl wir keine Befürworter des Magenschnitts in diesen Fällen sind, möchten wir doch Versuche autorisierter Chirurgen, zahlreichen Kranken den schnellen und sicheren Tod zu ersparen, nicht mißbilligen ... Unserer Ansicht nach ist die Operation in den Fällen, in denen der Krebs auf den Pylorus beschränkt ist, und der Tod durch Verhungern droht, wohl berechtigt ... Der günstigste Zeitpunkt für den Angriff liegt aber dort, wo die Kranken noch genügend Kräfte haben, um eine derart schwere Operation zu ertragen ..."

Ich ließ das Blatt sinken. Ich rollte es in den Fäusten zusammen. Ich hielt es fest, weil es in den wenigen letzten Sätzen die Hoffnung barg, nach der ich gesucht hatte. Ich wußte nicht, was seither in Péans Operationssaal geschehen war. Ich hatte nirgendwo einen zweiten Bericht über einen ähnlichen Versuch einer Magenoperation gelesen. Ich wußte nicht, ich ahnte nicht, ob Péan ein zweitesmal gehandelt hatte, oder ob seine letzten Sätze der Hoffnung nur Floskeln gewesen waren, um seinen Mißerfolg zu verbrämen ... Aber nein, das konnte nicht sein. Dort war zu lesen, daß er an den Erfolg glaubte, wenn ein Kranker so frühzeitig zu ihm kam, daß er noch Kräfte genug besaß. Noch war Susan nicht erschöpft. Wenn es irgendeinen Fall gab, der Péan zu Hoffnungen berechtigen mußte, dann Susan ... dann Susan ... dann Susan ...

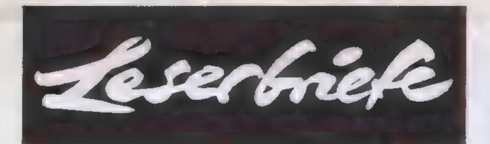
Ich erhob mich und begab mich, mehr laufend als gehend, in die Stadt zurück. Mein Herz trieb mich zur Küste, zu Susan. Es trieb mich, sie in all ihrer wissenden Einsamkeit und Todesnähe in die Arme zu schließen, zu bekennen, daß ich ihr Wissen um ihre Krankheit teilte, aber daß ich einen Weg zur Hoffnung gefunden hätte, und daß nichts uns trennen würde — — nichts.

Aber dann sah ich ihr Gesicht vor mir, so wie es sein würde, wenn sie mich empfing, lächelnd, ruhig, bereit, mich zu täuschen bis zur letzten Stunde, zu erfahren, um Illusionen zu nähren und an die wenigen Zeilen der Hoffnung auf einem Stück Papier zu glauben.

Ich hielt an. Und ich beschloß plötzlich, die Täuschung der Parisfahrt, die ich eingegangen war, als Schicksalswink zu nehmen und zur Wirklichkeit zu machen. Ich beschloß, Péan aufzusuchen.

Eine Stunde später war ich unterwegs ...

IM NÄCHSTEN HEFT:
Am Puls eines Lebens



Richard ließ den Rubel rollen

Wir können uns noch sehr genau an diese „Affäre" erinnern. Richtigzustellen wäre allerdings, daß wir an besagtem Tage nicht mit Herrn H. zum Notar gingen, sondern daß H. [illegible] (nachdem er am Vortage den Vorschlag gemacht hatte, mit uns in seinem „elterlichen Betrieb" ein Engagement abzuschließen), einen notariell beglaubigten Vertrag vorlegte. Gott sei Dank, daß uns bereits einige Tage darauf zu Ohren kam, daß H. ein Hochstapler war. — Zur Zeit dieser „Affäre" hatten wir uns eben erst als Bar-Trio zusammengeschlossen und waren froh, ein Engagement in Aussicht gestellt zu bekommen. Seither haben wir Anschluß an führende Häuser und arbeiten im Moment in der Roxy-Bar in Regensburg.

Josef Toaggla, Günther Hillebrand
Regensburg — Toni Schmid — „3-Pecatos"

■

In Ihrer Ausgabe vom 24. 4. 55, Heft 17, haben Sie auf Seite 43 meinen Namen veröffentlicht. „Adelheid Zirngibl aus Unterseismering am Starnberger See bedankte sich für den Pensionsgast Hofhammer, der weder die Pensionsrechnung beglich noch die geliehenen 100 DM zurückgab." Ich weise Sie darauf hin, daß das ein unlauterer Wettbewerb ist, da ich ausdrücklich gesagt habe, ich bin ja nicht viel geschädigt, die 100 DM hab ich ihm nicht geliehen. Ich mache Sie darauf aufmerksam, das sofort zu widerrufen, da ich sonst sofort Anzeige erstatte bei der Landpolizei in Tutzing.

Tutzing — Adelheid Zirngibl

Sehr geehrter Herr Thorwald!

Mit großem Interesse und Begeisterung haben wir Ihren fünften Bericht über „Das Jahrhundert der Chirurgen" im Stern gelesen. Er erschien in den Nummern 13 und 14. Dieser Dr. Dieffenbach, der „Doktor der Doktoren", ist mein Ururgroßvater. Es würde mich sehr interessieren, von Ihnen etwas Näheres zu hören. Woher haben Sie noch das Bild meines Ururgroßvaters? Wir besitzen es auch noch, natürlich mit seiner Unterschrift. Als ich im vorigen Jahr aus Halle mit meinen Kindern flüchtete, mußte ich alles stehen lassen, aber diese kostbaren Erinnerungen und Aufzeichnungen, auch große Kupferstiche, haben wir auf „gewisse" Tour nach hier verlagern können. Wir haben uns wirklich sehr gefreut beim Lesen. Mit freundlichem Gruß

Krefeld — Grete Lison

Bürokraten blicken tiefer

Solange städtische oder staatliche Beamte in der Lage sind, eigenartige Charakterveranlagungen auf Kosten der Steuerzahler zu strapazieren, ist etwas faul im Staate. Warum werden solche Beamte, die sich um den Kleiderausschnitt einer Ärztin kümmern, nicht persönlich mit den gesamten Kosten belastet? Der private Staatsbürger, der sich irgendwelche Verstöße gegen die staatliche Ordnung leistet, muß es stets bitter an seinem Geldbeutel spüren. Ja, wenn wir den Stern nicht hätten!

Nürburg — Josef Zimmer

In Sachen Kubel

Zu Ihrer Bildreportage in Heft 16 bestätige ich im Auftrag meines Mandanten Prof. Dr. Müller-Pohle, daß sich die Bildtexte auf Feststellungen des 5. Parlamentarischen Untersuchungsausschusses (UA) stützen. Die Feststellungen des UA werden jedoch nicht nur von meinem Mandanten aus verschiedenen Gründen — von den politischen Hintergründen ganz abgesehen — nicht anerkannt. Es sind fast nur Zeugen der „Gegenseite" vernommen worden (Minister, Regierungsbeamte, noch tätige Angestellte usw.), auch stand nur diesen informatives Material zur Verfügung, meinem Mandanten wurde es vorenthalten. Zwei wichtige, nicht mehr angestellte Zeugen wurden geladen, aber nicht vernommen. Der Sachverständige stand in seiner früheren Stellung mit den im Ausschuß behandelten Dingen selbst in Berührung. Vor allem hat der UA jedes tiefere Eindringen in die eigentliche Problematik der NTG vermissen lassen. Hätte mein Mandant seinen Standpunkt ausführlich darlegen können, so hätte der UA sich mit den wirklichen Verlustursachen auseinandersetzen müssen. Da dies aber nicht der Fall gewesen ist, wird es Sache des Landesrechnungshofes und der Gerichte sein, die unterbliebenen Feststellungen zu treffen und damit die wirklichen Verantwortlichkeiten zu klären.

Bonn — Prof. Dr. Hans Dahs, Rechtsanwalt

Liebe übern kurzen Weg

Die Geschichte vom Zigeunermädchen Jolanda aus ihrer Nummer 18 hat in Paris eine Fortsetzung erfahren. Der Chefredakteur Jacopetti hatte bei seiner Entführung einen Freund und Helfer, nämlich einen eleganten Nichtstuer mit Namen Luigi Bruzetti. Als der Skandal in Rom aufflog, flüchtete Bruzetti nach Paris. Das nützte ihm wenig, denn er wurde nun von der Sittenpolizei verhaftet. Es dürfte Sie übrigens interessieren, daß Jolanda von den italienischen Journalisten in Rom sehr gründlich ausgefragt wurde und dabei die Geschichte ihrer Entführung erzählte. Sie wurde von Jacopetti und Bruzetti zu einer Spazierfahrt im Auto eingeladen und nach der Villa des Jacopetti gefahren. Als Geschenk erhielt sie ein Kleid und 5000 Lire (etwa 35 DM). Der Prozeß gegen die beiden Männer wird insofern schwierig zu führen sein, weil das Zigeunermädchen Jolanda mit ihrer Sippe inzwischen wieder auf Wanderschaft gegangen und praktisch nicht auffindbar ist.

Paris — Pierre Tessier

Wiedersehen mit Grönland

Mir wurde ordentlich kühl ums Herz, als ich in Stern Nr. 15 Ihren Bericht über Grönland las. Sie werden denken, nun will ich schimpfen, o nein, kühl ist mein Lieblingsgefühl, wenn ich an Grönland denke, und ich denke gerne an Grönland. Keiner, der [illegible] nicht selbst gesehen hat, kann die Schönheit der Eisberge ermessen. Die Gletscher der Schweiz sind nichts dagegen, gegen die blauen und manchmal in der Sonne silbern und rot schimmernden, schwimmenden Gebirge des hohen Nordens. Es hat mir [illegible] leid getan, daß auf Ihren Bildern kein Polarhund [illegible] sehen war, denn sie sind in der Einsamkeit die treuesten und besten Freunde und Helfer der Menschen. Ich höre noch ihr munteres Gebell weit über die Eisebene schallen, wenn sie zu zehnt einen Schlitten ziehen. Ein Mann, der zehn Hunde hat, ist im Norden ein reicher Mann. Aber auch ohne Hundebild habe ich mich sehr gefreut, Grönland im Stern wiederzusehen, und ich danke Ihnen dafür.

Ludwigsburg — Gerhart Maier-Beseke



DIE LETZTE FORTSETZUNG: Privatdetektiv Marlowe muß den Fall Wade klären. Er selbst ist in Gefahr, als Mörder verdächtigt zu werden, denn die Polizei untersucht gerade, ob Wade nicht vom Alkoholgenuß bewußtlos war. Dann wäre nämlich ein Selbstmord ausgeschlossen. Marlowe legt 300 Dollar an, um durch eine Auskunftei etwas über das Kriegsschicksal von Paul Marston zu erfahren. Diesen Namen trug Terry Lennox, als er in der englischen Armee diente. Marlowe erfährt, was er wissen will. An einem Freitagmorgen ruft Wades Verleger Howard Spencer an. Der Privatdetektiv besucht ihn im Hotelzimmer. Er bittet Spencer, ihn mit zu Eileen Wade zu nehmen. Spencer lehnt zunächst ab. Doch schließlich merkt er, daß Marlowe offenbar sehr ernste Gründe hat, die Frau des Schriftstellers in Gegenwart eines Zeugen zu sprechen. Eileen Wade empfängt die beiden äußerst kühl. Marlowe bestimmt sofort das Gesprächsthema. Es heißt: Paul Marston. Mit ihm, der später Terry Lennox hieß, war Eileen Wade während des Krieges verheiratet. Die Frau spürt jetzt die Gefahr, und sie verlegt sich aufs Lügen. Marlowe deckt ihre Lügen auf. Und jetzt will es auch Howard Spencer genau wissen, warum Eileen Wade nicht die Wahrheit sagt. Sie versucht neue Ausreden.

14. Fortsetzung

Vielleicht war ich halb in einen Traum versunken", sagte sie leise. „Oder in einen Alptraum, genauer gesagt. Viele Freunde von mir sind durch Bomben umgekommen. Wenn man damals zu jemandem ‚Schlaf wohl!' sagte, gab man sich Mühe, daß es nicht wie ‚Lebewohl!' klang. Aber darauf kam's oft hinaus. Und wenn man einem Soldaten Lebewohl sagte, dann war's noch schlimmer. Immer sind's die Netten, Anständigen, die sterben müssen."

„Ich weiß, ich habe nicht das Recht, Sie ins Kreuzverhör zu nehmen Eileen", sagte Spencer langsam. „Schwamm drüber! Marlowe hat aus dem Abzeichen und dem Trauschein und all dem eine große Angelegenheit gemacht."

„Mr. Marlowe", sagte sie ruhig zu ihm, „macht gern aus Bagatellen große Angelegenheiten. Aber wenn's um eine wirklich große Angelegenheit geht — zum Beispiel darum, einem Menschen das Leben zu retten — dann steht er unten am See und gafft einem dummen Rennboot nach."

„Und Sie haben Paul Marston nie wieder gesehen?" fragte ich.

„Wie hätte ich, wo er doch tot war?"

„Gewußt haben Sie's doch nicht, daß er tot war. Vom Roten Kreuz ist keine Meldung über seinen Tod gekommen. Er hätte ja auch in Gefangenschaft geraten sein können."

Plötzlich gab sie sich einen Ruck. „Im Oktober 1942", sagte sie langsam, „hat Hitler einen Befehl erlassen, alle Sonderkommando-Gefangenen der Gestapo zu übergeben. Sie wissen, was das bedeutet."

Sie gab sich noch einen Ruck. Dann schnaubte sie mich an: „Sie sind ein gräßlicher Mensch! Sie wollen, daß ich das alles noch einmal durchlebe, um mich für eine kleine, ganz unwesentliche Lüge zu strafen. Stellen Sie sich doch mal vor, jemand, den Sie liebten, wäre denen in die Hände gefallen, und Sie wüßten, was ihm — oder ihr — passiert wäre — passiert sein mußte! Ist es denn so sonderbar, daß ich versucht habe, in meiner Erinnerung eine andere Vorstellung zu schaffen — selbst wenn's eine falsche war?"

Spencer zündete sich eine Zigarette an. Er sprach zu mir, ohne mich dabei anzusehen.

„Mrs. Wade oder Candy kann mich gewiß nach Beverly Hills zurückfahren. Oder ich kann mir ein Taxi nehmen. Ich nehme an, Sie haben jetzt gesagt, was Sie sagen wollten."

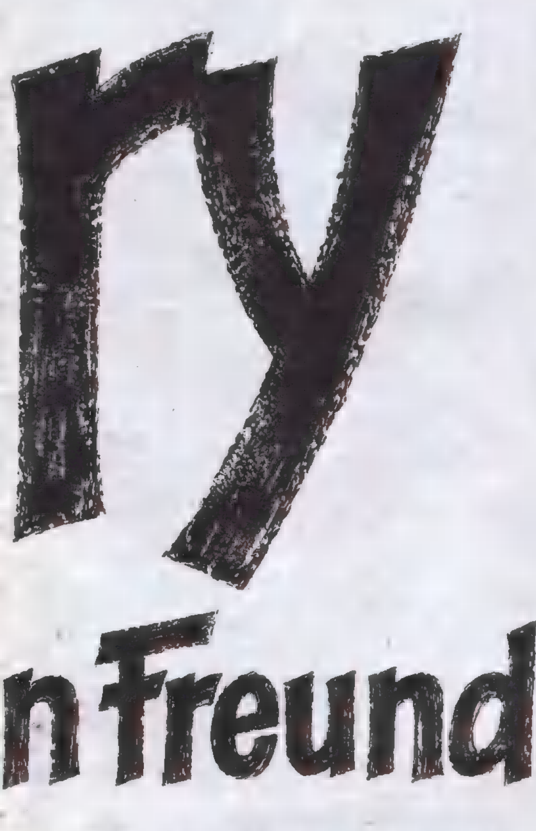
Ich faltete die beglaubigte Abschrift des Trauscheins wieder zusammen. Ich steckte sie mir wieder in die Tasche. „Wollen Sie wirklich, daß es dabei bleibt?" fragte ich ihn.

„Alle wollen, daß es dabei bleibt."

„Gut." Ich stand auf. „Ich glaube, es war eine Dummheit von mir, daß ich versucht habe, es auf diese Weise zu machen. Als großmächtiger Verlagsmensch mit dem dazugehörigen Grips — falls man dazu welchen braucht — hätten Sie sich wohl denken können, daß ich hier nicht rausgekommen bin, um bloß groß anzugeben. Ich hab doch nicht in der alten Historie rumgewühlt und für die konkreten Angaben mein eigenes Geld ausgegeben, bloß um sie jemandem um den Hals zu schlingen. Ich habe über Paul Marston nicht etwa nachgeforscht, weil ihn die Gestapo ermordet hat, weil Mrs. Wade das falsche Abzeichen trug, weil sie ihre Daten durcheinandergebracht hat, weil sie so eine rasche Kriegsehe mit ihm geschlossen hat. Als ich anfing, über ihn nachzuforschen, hab ich von all dem noch nichts gewußt. Ich hab nichts weiter gewußt als seinen Namen. Na, und was meinen Sie, woher ich den gewußt habe?"

„Sicherlich hat jemand ihn Ihnen gesagt", meinte Spencer kurz.

„Richtig, Mr. Spencer. Jemand, der ihn nach dem Kriege in New York gekannt hatte und ihn mit seiner Frau später hier bei Chasen gesehen hat."



„Marston ist ein ziemlich häufiger Name", sagte Spencer und nippte an seinem Whisky.

Ich setzte mich also wieder hin.

„Sehr richtig. Was meinen Sie wohl, wie viele Paul Marstons es gibt, bei denen die einen Gesichtsseite von einem Zeitzündersplitter ramponiert ist und die Narben und Spuren der Operation zu sehen sind, mit der man den Schaden repariert hat?"

Spencer sperrte den Mund auf. Er atmete hörbar. Er zog ein Taschentuch hervor und betupfte sich damit die Schläfen.

„Was meinen Sie wohl, wie viele Paul Marstons zwei verwegenen Glücksspielern namens Mendy Menendez und Randy Starr bei ein und derselben Gelegenheit das Leben gerettet haben? Die sind beide noch greifbar und haben ein gutes Gedächtnis. Sie können sprechen, wenn's ihnen behagt. Warum wollen wir denn noch weiter drumrumreden, Spencer? Paul Marston und Terry Lennox waren ein und derselbe. Das läßt sich beweisen — so, daß nicht der geringste Zweifel mehr bleibt."

Ich erwartete nicht, daß daraufhin jemand zwei Meter hoch in die Luft springen und aufkreischen würde, und das tat auch niemand. Doch es gibt eine Stille, die fast ebenso laut ist wie ein Schrei. Diese Stille trat ein. Sie war rund um mich, dick und fest.

Ich spürte ein scharfes Stechen im Nacken. Ich beugte mich mit einem Ruck nach vorn und fuhr herum. Candy stand da, sein Messer in der Hand. Sein dunkles Gesicht war wie von Holz, doch in seinen Augen lag etwas, das gefährlich war.

„Sie sind müde, amigo", sagte er sanft. „Ich mach Ihnen was zu trinken zurecht, ja?"

„Darauf einen Bourbon, bitte!" sagte ich. „De pronto, señor."

Er ließ das Messer zuschnappen und es in die Seitentasche seiner weißen Jacke gleiten und entfernte sich leise.

Nun erst sah ich Eileen an. Sie saß vorwärtsgebeugt mit fest zusammengeklammerten Händen da. Ihre geneigte Kopfhaltung verbarg ihren Gesichtsausdruck, sofern sie einen hatte, und als sie sprach, war ihre Stimme von der gleichen durchsichtigen Leere wie jene mechanisch erzeugte Stimme am Telefon, die einem die Zeit ansagt.

„Einmal hab ich ihn gesehen, Howard. Nur einmal. Ich hab ihn nicht angesprochen, und er mich nicht. Er war furchtbar verändert. Sein Haar war weiß, und sein Gesicht — das war gar nicht mehr dasselbe Gesicht. Aber erkannt hab ich ihn natürlich, und natürlich hat er mich auch erkannt. Wir haben uns angesehen. Das war alles. Dann war er aus dem Zimmer verschwunden. Bei Lorings war das, wo ich ihn gesehen hab — und sie auch. An einem Spätnachmittag. Auch Sie waren da, Howard. Und Roger war da. Ich glaube, Sie haben ihn auch gesehen."

„Wir sind einander vorgestellt worden", sagte Spencer. „Ich wußte, mit wem er verheiratet war."

„Linda Loring sagte mir, er wäre einfach verschwunden. Einen Grund hat er nicht genannt, und Streit hatte es nicht gegeben. Dann nach einer Weile hat dieses Weib sich von ihm scheiden lassen, und noch einige Zeit später hörte ich dann, daß sie ihn wiedergefunden hätte. Er lag auf der Nase. Und sie haben wieder geheiratet. Weiß der Himmel, warum. Ich denke mir, er hat kein Geld gehabt und es hat ihm nichts mehr ausgemacht. Er wußte, daß ich mit Roger verheiratet war. Wir waren füreinander verloren."

„Weshalb?" fragte Spencer.

Candy stellte wortlos meinen Bourbon vor mich hin. Er sah Spencer an, und Spencer schüttelte den Kopf. Candy entschwebte. Niemand kümmerte sich um ihn.

„Weshalb?" fragte sie. „Ach, das können Sie wohl nicht verstehen. Was zwischen uns gewesen war, das war aus und vorbei. Es hätte sich nie wiederherstellen lassen. Die Gestapo hatte ihn also doch nicht in die Finger gekriegt. Es muß wohl wenigstens einige anständige Nazis gegeben haben, die Hitlers Befehl über die Gefangenen von den Sonderkommando-Truppen nicht befolgt haben. Auf diese Weise ist er durchgekommen und zurückgekehrt. Ich hatte mir selber immer vorgemacht, daß ich ihn wiederfinden würde. Aber so, wie er gewesen war — kräftig, jung und unverdorben. Aber ihn als Ehemann dieser rothaarigen Hure zu finden — das war mir widerlich. Ich wußte damals schon, daß zwischen ihr und Roger etwas war. Ich zweifle nicht daran, daß Paul es auch gewußt hat. Und Linda Loring auch, die selber zwar nicht durch und durch, aber doch ein bißchen liederlich ist. Das sind sie alle in dieser Sippschaft. Sie fragen mich, weshalb ich nicht Roger verlassen hab und zu Paul zurückgekehrt bin. Nachdem er in ihren Armen gelegen hatte und Roger doch in den gleichen gierigen Armen gelegen hatte? Nein, danke! Da brauche ich doch ein bißchen mehr Inspiration. Roger konnte ich verzeihen. Er trank. Er wußte nicht, was er tat. Er machte sich Sorgen mit seiner Arbeit und konnte sich selber nicht ausstehen, weil er bloß ein Schreiberling um des lieben Geldes willen war. Er war ein Mann von schwachem Charakter, unausgeglichen, mit sich selber unzufrieden — aber doch zu verstehen. Er war weiter nichts als ein Ehemann. Paul war entweder weit mehr — oder er war nichts. Am Ende war er nichts."

„Ich würde nicht sagen, daß er nichts war", sagte ich.

Sie hob die Augen, sah mich unsicher an und senkte sie wieder. „Weniger als nichts", sagte sie mit einem neuen, einem sarkastischen Unterton. „Er hat gewußt, was für eine sie war, und er hat sie geheiratet. Und weil sie wirklich so eine war, hat er sie dann umgebracht. Und ist dann geflohen und hat sich selber umgebracht."

„Er hat sie nicht umgebracht", sagte ich, „das wissen Sie doch."

Sie reckte sich mit einer geschmeidigen Bewegung empor und starrte mich mit ausdruckslosen Augen an. Spencer gab einen undefinierbaren Laut von sich.

„Roger hat sie umgebracht", sagte ich, „und auch das wissen Sie."

„Hat er Ihnen das gesagt?" fragte sie.

„Das brauchte er nicht. Er hat mir allerdings ein paarmal Andeutungen gemacht. Eines Tages hätte er's bestimmt mir oder jemand anders gesagt. Es hat ihn innerlich zerrissen, daß er sich nicht dazu entschließen konnte."

Sie schüttelte sacht den Kopf. „Nein, Mr. Marlowe, das war's nicht, was ihn innerlich zerrissen hat. Roger hat nicht gewußt, daß er sie umgebracht hatte. Sein Bewußtsein hatte vollständig ausgehakt. Er hat gewußt, daß irgend etwas nicht in Ordnung war, und hat versucht, es an die Oberfläche zu bringen, aber es ist ihm nicht gelungen. Der Schock hatte seine Erinnerung daran kaputt gemacht. Vielleicht wäre sie ihm eines Tages wiedergekommen, und vielleicht ist sie ihm in den letzten Augenblicken seines Lebens tatsächlich wiedergekommen. Aber nicht vorher. Nicht vorher."

„Das Bewußtsein hakte aus bei ihm, wenn er betrunken war", sagte ich.

„Ich bin dabeigewesen. Ich hab gesehen, wie er's getan hat", sagte Eileen ruhig.

Ich grinste Spencer an. Es war wohl so etwas wie ein Grinsen, kein fröhliches wahrscheinlich, doch ich hatte das Gefühl, daß mein Gesicht es einigermaßen zustande brachte.

„Jetzt wird sie uns alles erzählen", sagte ich zu ihm. „Passen Sie mal auf! Jetzt kann sie nicht mehr anders."

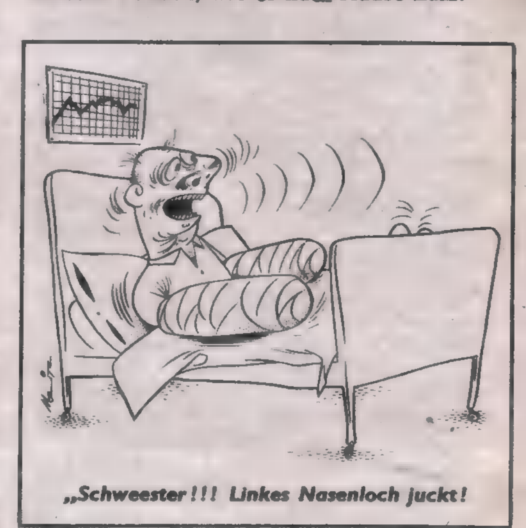


„Los, du bist am Zug!"

„Ja, das ist wahr", sagte sie mit feierlichem Ernst. „Es gibt Dinge, die man auch einem Feinde nicht gern nachsagt, erst recht nicht dem eigenen Ehemann. Und wenn man sie öffentlich, im Zeugenstand, sagen muß, dann hat man bestimmt keine Freude daran, Howard. Ihr blendender, hochbegabter, so beliebter und einträglicher Autor wird einen ziemlich miesen Eindruck machen. Rasend erotisch, was? Auf dem Papier, heißt das! Und was hat sich der arme Trottel für Mühe gegeben, es auch im Leben nachzumachen! Dieses Weib war für ihn nichts weiter als eine Trophäe. Ich hab die beiden heimlich beobachtet. Ich sollte mich schämen deswegen. Aber diese Dinge müssen gesagt werden. Ich schäme mich wegen nichts. Ich hab die ganze widerliche Szene mitangesehen. Das Gästehaus, das sie für ihre Liebesaffären benutzte, ist ja ein hübsch entlegenes Ding mit eigener Garage und eigenem Eingang an einer Seitenstraße, einer Sackgasse, von großen Bäumen verdeckt. Wie es bei Leuten wie Roger nicht anders sein kann, kam der Augenblick, wo er kein befriedigender Liebhaber mehr war. Halt ein bißchen zu betrunken. Er wollte sich davonmachen, aber sie kam hinter ihm her nach draußen gelaufen, zeternd und splitternackt, und hatte irgendeine kleine Figur in der Hand. Sie hat so abgrundtief dreckige und abscheuliche Ausdrücke gebraucht, daß ich überhaupt nicht versuchen kann, sie zu beschreiben. Dann hat sie versucht, mit der Figur auf ihn einzuschlagen. Sie sind beide Männer und müssen ja wissen, daß einen Mann nichts so sehr schockiert, als wenn er von einer vermeintlich kultivierten Frau Ausdrücke aus der Gosse und der öffentlichen Bedürfnisanstalt hört. Er war betrunken, er hatte schon früher plötzliche Anfälle von Gewalttätigkeit gehabt, und nun bekam er also wieder einen. Er riß ihr die Figur aus der Hand. Das übrige können Sie sich denken."

„Das muß doch allerhand Blut gegeben haben"", sagte ich.

„Blut?" Sie lachte bitter auf. „Sie hätten ihn sehen sollen, wie er nach Hause kam!



„Schweester!!! Linkes Nasenloch juckt!

Als ich schleunigst zu meinem Wagen lief, um mich davonzumachen, stand er gerade da und sah sie sich an. Dann hat er sich gebückt und sie aufgehoben und auf den Armen in das Gästehaus getragen. Da merkte ich, daß der Schock ihn teilweise ernüchtert hatte. Ungefähr eine Stunde darauf kam er nach Hause. Er war ganz ruhig. Er fuhr zusammen, als er sah, daß

ich ihn erwartete. Aber da war er nicht mehr betrunken. Er war benommen. Er hatte Blut im Gesicht, am Haar, an seiner ganzen Jacke. Ich hab ihn in den Waschraum neben seinem Arbeitszimmer gezerrt und ihm Jacke und Hemd ausgezogen und ihn so weit sauber gemacht, daß ich ihn rauf in den Duschraum bringen konnte. Dann hab ich ihn zu Bett gebracht. Ich hab einen alten Koffer genommen und bin runtergegangen und hab die blutigen Sachen aufgerafft und sie in den Koffer gesteckt. Ich hab das Waschbecken und den Fußboden sauber gemacht und dann ein nasses Handtuch mit rausgenommen und dafür gesorgt, daß sein Wagen sauber war. Ich hab ihn eingestellt und meinen rausgeholt. Ich bin zum Chatsworth-Stausee gefahren und habe den Koffer versenkt."

Sie hielt inne. Spencer kratzte sich am linken Handteller. Sie warf ihm einen raschen Blick zu und fuhr fort:

„Während ich weg war, ist er aufgestanden und hat eine ganze Menge Whisky getrunken. Und am nächsten Morgen wußte er überhaupt nichts mehr davon. Das heißt, er hat kein Wort davon gesagt und sich auch nicht so benommen, als wenn ihn irgend etwas anderes drückte als eben ein Kater. Und ich habe auch nichts gesagt."

„Er muß doch seine Sachen vermißt haben", sagte ich.

Sie nickte. „Das glaube ich auch, eines Tages sicherlich — aber gesagt hat er nichts davon. In diesen Tagen war's, als passierte alles auf einmal. Die Zeitungen waren voll davon, dann war Paul verschwunden, und dann hatte er sich in Mexiko erschossen. Woher sollte ich wissen, daß es so kommen würde? Roger war mein Mann. Er hatte etwas Gräßliches getan, aber sie war auch ein gräßliches Weib. Und er hatte nicht gewußt, was er tat. Dann, beinahe ebenso plötzlich, wie es angefangen hatte, ließen die Zeitungen es fallen. Lindas Vater muß damit etwas zu tun gehabt haben. Roger hat die Zeitungen natürlich gelesen, und er hat darüber nur Bemerkungen gemacht, wie man sie halt von einem unschuldigen Zuschauer erwartet, der die Betroffenen nur zufällig gekannt hat."

„Haben denn Sie nicht Angst gehabt?" fragte Spencer.

„Ich war ganz krank vor Angst, Howard. Ich dachte, wenn ihm alles wieder einfiele, würde er mich wahrscheinlich umbringen. Er war ein guter Schauspieler — das sind ja die meisten Schriftsteller —, und vielleicht hat er's schon gewußt und nur auf eine Gelegenheit gewartet. Aber ich konnte es ja nicht mit Bestimmtheit wissen. Vielleicht, aber eben nur vielleicht, hatte er die ganze Geschichte auch ein für allemal vergessen. Und Paul war tot."

„Wenn er nie einen Ton von den Sachen gesagt hat, die Sie in den Stausee versenkt hatten, so war das doch ein Beweis, daß er einen Verdacht hatte", sagte ich. „Und können Sie sich noch an das Geschreibsel erinnern, das er damals in der Schreibmaschine hatte stecken lassen — damals, als er oben den Revolver abfeuerte und ich Sie fand, wie Sie ihn ihm wegnehmen wollten? Da hat er gesagt, ein guter Mensch wäre für ihn gestorben."

„Das hat er gesagt?" Ihre Augen gingen weit auf.

„Er hats geschrieben — auf der Schreibmaschine. Ich hab's vernichtet, er hatte mich darum gebeten. Ich nahm an, Sie hätten's schon gesehen."

„Ich hab nie etwas gelesen, was er in seinem Arbeitszimmer geschrieben hat."

„Sie haben doch die Notiz gelesen, die er hinterlassen hatte, als Verringer ihn damals abgeholt hatte. Sie haben sogar was aus dem Papierkorb rausgekramt."

„Das war was anderes", sagte sie kühl. „Da hab ich nach einer Spur gesucht, wo er vielleicht sein könnte."

Sie schüttelte langsam den Kopf, mit tiefer Traurigkeit. „Ich glaube nicht. Ganz zum Schluß, an dem Nachmittag, an dem er sich das Leben genommen hat, ist es ihm vielleicht wieder eingefallen. Wir werden's nie erfahren. Wollen wir's überhaupt erfahren?"

Spencer räusperte sich. „Was sollte eigentlich Marlowe in der ganzen Geschichte? Es war Ihre Idee, ihn ranzuholen. Sie haben mir das doch eingeredet."

„Ich hatte furchtbare Angst. Ich hatte Angst vor Roger und für Roger. Mr. Marlowe war Pauls Freund, beinahe der letzte Bekannte, der ihn gesehen hat. Es war doch denkbar, daß Paul ihm etwas erzählt hatte. Ich mußte es mit Bestimmtheit wissen. Falls er gefährlich war, wollte ich ihn auf meiner Seite haben. Wenn er den Sachverhalt rausbekam, gab's vielleicht immer noch eine Möglichkeit, Roger zu retten."

Plötzlich und ohne daß mir eigentlich klar war, warum, wurde Spencer heftig. Er beugte sich vorwärts und schob das

Kinn vor. „Ich will das mal klarstellen, Eileen: Da war ein Privatdetektiv, der bei der Polizei bereits schlecht angeschrieben war. Sie hatten ihn im Gefängnis gehabt. Angeblich hatte er Paul — ich nenne ihn so, weil Sie ihn so nennen — geholfen, über die Grenze nach Mexiko zu entkommen. Das ist ein Verbrechen, falls Paul ein Mörder war. Also wenn er nun den Sachverhalt rausbekam und sich selbst rechtfertigen konnte — haben Sie etwa angenommen, er würde dann einfach ruhig sitzenbleiben und keinen Finger rühren?"

„Ich hatte Angst, Howard. Verstehen Sie das nicht? Ich lebte mit einem Mörder unter einem Dach, der vielleicht gar wahnsinnig war. Einen großen Teil der Zeit war ich mit ihm allein."

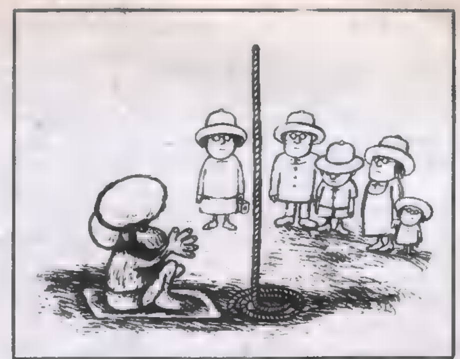
„Das verstehe ich", sagte Spencer, immer noch heftig. „Aber Marlowe ist nicht drauf eingegangen, und Sie waren also immer noch allein. Dann hat Roger den Revolver losgehen lassen, und danach waren Sie eine Woche lang allein. Dann hat Roger sich umgebracht, und es traf sich sehr gut, daß diesmal nun Marlowe allein war."

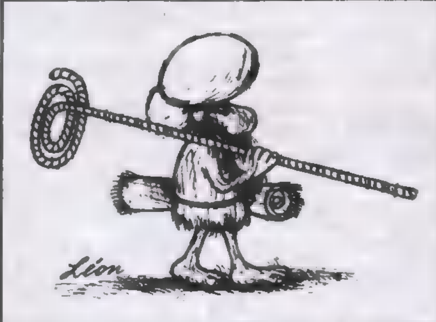
„Das stimmt alles", sagte sie. „Na und? Kann ich was dafür?"

„Gut und schön", sagte Spencer. „Wär's nicht immerhin möglich, daß Sie gedacht haben, Marlowe könnte den Sachverhalt herausbringen und, da der Revolver ja schon einmal losgegangen war, ihn Roger gewissermaßen in die Hand drücken und etwa sagen: ‚Schauen Sie, mein Lieber, Sie sind ein Mörder. Ich weiß es, und Ihre Frau weiß es auch. Sie ist eine feine Frau. Sie hat genug gelitten. Ganz zu schweigen von Sylvia Lennox' Mann. Wollen Sie nicht so lieb sein und auf den Abzug drücken? Dann wird man allgemein annehmen, Sie hätten's eben mit dem Trinken zu toll getrieben. Na, ich will mal unten am See ein Stückchen spazierengehen und eine Zigarette rauchen, mein Lieber. Leben Sie wohl und viel Glück! Ach ja — hier ist der Revolver. Er ist geladen und steht ganz zu Ihrer Verfügung.'"

„Sie werden eklig, Howard. Nichts dergleichen hab ich gedacht."

„Sie haben zu dem Beamten gesagt, Marlowe hätte Roger umgebracht. Was sollte denn das heißen?"





Sie sah mich kurz, beinahe scheu an. „Es war sehr unrecht von mir, daß ich das gesagt hab. Ich habe nicht gewußt, was ich da sagte."

„Vielleicht waren Sie der Meinung, Marlowe hätte ihn erschossen", gab Spencer ruhig zu bedenken.

Ihre Augen verengten sich. „Ach nein, Howard. Weshalb denn? Weshalb hätte er das tun sollen? Das ist ein abscheulicher Gedanke."

„Weshalb?" wollte Spencer wissen. „Was ist denn daran abscheulich? Die Polizei ist auf dieselbe Idee gekommen. Und Candy hat ihr ein Motiv genannt. Er hat gesagt, Marlowe wäre in der Nacht, in der Roger ein Loch in die Decke geschossen hat, zwei Stunden lang bei Ihnen im Zimmer gewesen — nachdem man Roger mit Hilfe von Tabletten eingeschläfert hatte."

Sie wurde rot bis an die Haarwurzeln. Sie starrte ihn sprachlos an.

„Und Sie waren unbekleidet", sagte Spencer brutal. „So jedenfalls hat Candy ausgesagt."

„Aber bei der Untersuchungsverhandlung...", begann sie mit brüchiger Stimme.

Spencer schnitt ihr das Wort ab. „Die Polizei hat Candy nicht geglaubt. Deswegen hat er's bei der Untersuchungsverhandlung nicht mehr gesagt."

„Oh!" Das war ein Seufzer der Erleichterung.

„Außerdem", fuhr Spencer kalt fort, „hat die Polizei Verdacht gegen Sie gehabt. Sie hat ihn immer noch. Sie braucht weiter nichts als ein Motiv. Mir kommt's so vor, als ob sie jetzt vielleicht in der Lage wäre, eins zusammenzubringen."

Sie sprang auf. „Ich glaube, es wäre besser, Sie verließen jetzt beide mein Haus", sagte sie voll Zorn. „Und das schnell."

„Also, haben Sie's getan oder nicht?" fragte Spencer ruhig und ohne sich zu bewegen. Er griff nach seinem Glase und fand es leer.

„Was denn?"

„Roger erschossen?"

Sie stand da und sah ihn starr an. Die Röte war aus ihrem Gesicht verschwunden. Es war weiß und voll Zorn.

„Ich bin doch weggewesen. Ich hatte meine Schlüssel vergessen. Ich hab klingeln müssen, um ins Haus zu kommen. Er war tot, als ich nach Hause kam. Das ist doch alles bekannt. Was ist denn, um Gottes willen, in Sie gefahren?"

Er zog ein Taschentuch heraus und wischte sich über die Lippen. „Eileen, ich bin zwanzigmal als Gast in diesem Hause gewesen. Ich habe nie erlebt, daß die Haustür am Tage abgeschlossen gewesen war. Ich sage ja nicht, Sie hätten ihn erschossen. Ich habe Sie nur gefragt. Und erzählen Sie mir nicht, es wäre unmöglich gewesen! Nach allem, was sich nun ergeben hat, war's leicht möglich."

„Ich hätte meinen eigenen Mann erschossen?" fragte sie verblüfft.

„Sofern er", sagte Spencer in dem gleichen unbewegten Ton, „überhaupt Ihr Mann gewesen ist. Sie haben einen anderen gehabt, als Sie ihn heirateten."

„Besten Dank, Howard, allerbesten Dank! Rogers letztes Buch, sein Schwanengesang, liegt da vor Ihnen. Nehmen Sie sich's und gehen Sie! Und ich glaube, Sie sollten lieber die Polizei rufen und ihr erzählen, was Sie glauben. Das gibt einen reizenden Schlußpunkt unserer Freundschaft. Ganz besonders reizend."

Sie wandte sich zum Gehen. Ich sagte scharf: „Mrs Wade, einen Augenblick noch! Bringen wir die Sache nun mal zu Ende! Übelnehmen hat keinen Sinn. Wir alle geben uns Mühe, uns richtig zu verhalten. Dieser Koffer, den Sie in den Chatsworth-Stausee geworfen haben — war der schwer?"

Sie wandte sich um und sah ihn starr an. „Es war ein alter, hab ich gesagt. Ja, er war sehr schwer."

„Wie haben Sie ihn denn über den hohen Drahtzaun gekriegt, der um den Stausee ist?"

„Was? Über den Zaun?" Sie machte eine hilflose Handbewegung. „Ich glaube, im Notfall hat man ungewöhnliche Kräfte, um zu tun, was getan werden muß. Irgendwie hab ich's halt geschafft. Fertig."

„Da ist gar kein Zaun", sagte ich.

„Ist gar kein Zaun?" Sie wiederholte es stumpf, als hätte das gar nichts zu sagen.

„Und an Rogers Sachen ist gar kein Blut gewesen. Und Sylvia Lennox ist nicht draußen vor dem Gästehaus getötet worden, sondern drin, auf dem Bett. Und es ist so gut wie kein Blut geflossen, weil sie schon tot war — mit einem Revolver erschossen — und als die Bronzefigur in Aktion trat, um ihr Gesicht zu Brei zu hauen, da traf sie eine Tote. Und Tote, Mrs. Wade, bluten nur sehr wenig."

Sie sah mich mit verächtlich vorgeschobener Lippe an. „Offenbar sind Sie dabeigewesen", sagte sie spöttisch.

Dann entfernte sie sich von uns.

Wir sahen ihr nach. Sie ging langsam die Treppe hinauf, mit Bewegungen von ruhiger Eleganz. Sie verschwand in ihrem Zimmer, und die Tür schloß sich leise und fest hinter ihr. Stille.

„Was war das mit dem Drahtzaun?" fragte mich Spencer verständnislos. Er zuckte mit dem Kopf hin und her. Sein Gesicht war rot und schweißbedeckt.

„Bloß ein Effekt", sagte ich. „Ich bin an dem Chatsworth-Stausee noch nie so nah dran gewesen, daß ich wüßte, wie er aussieht. Vielleicht ist ein Zaun drum, vielleicht auch nicht."

„Ich verstehe", sagte er mit Unbehagen. „Aber der springende Punkt ist, daß sie's auch nicht gewußt hat."

„Natürlich nicht. Sie hat sie alle beide umgebracht."

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)



Empfang um

Der Bericht über die größte Irreführung des britischen Geheimdienstes im zweiten Weltkrieg — Von Manfred Conte

Februar 1943. Noch immer kann Kriminaldirektor Schreieder vom besetzten Holland aus die Briten mit seiner Aktion „Englandspiel" täuschen. Mit Hilfe der Sender und Geheimschlüssel gefangener britischer Agenten unterhält er einen lebhaften Funkverkehr mit der Insel. Die Engländer funken jahrelang nichtsahnend ihre Geheimnisse ins Zentrum der deutschen Abwehr. Währenddessen arbeitet Roland Diek, ein deutscher Oberleutnant, als Agent getarnt im holländischen Widerstand. Er lebt mit dem indonesischen Halbblut Christina zusammen in einem kleinen Haus in Wassenaar. Dort haben sie eines Nachts unheimlichen Besuch. Dr. Gerrit Kastein, der am 7. Februar 1943 den holländischen Minister Reydon und dessen Frau erschossen hat, sucht bei ihnen Schutz vor einem Gewitter. Kastein begeht später Selbstmord. Eines Tages wird Christina von der deutschen Polizei verhaftet. Sie hat falsche Papiere. Schreieder gibt Roland Diek die Chance, seine Freundin durch einen inszenierten Überfall aus der Polizei-Haft zu befreien. Doch nach diesem Vorfall muß das Mädchen Christina auf schnellstem Wege aus Holland herausgebracht werden.

8. Fortsetzung

Während der beiden Tage, die auf ihre Befreiung folgten, war Christina krank. Sie klagte nicht, sie hatte auch kein Fieber, und sie lehnte es ab, einen Arzt zu sehen. Aber sie blieb im Bett liegen und starrte stundenlang vor sich hin. Am dritten Tag erhob sie sich am Nachmittag, zog sich an, stellte sich ans Fenster und wartete. Als Diek gegen Abend erschien, fiel sie ihm um den Hals. „Nimm mich weg von hier", sagte sie, „ich kann die Luft in diesem Haus nicht ertragen. Ich ersticke."

„Ich hätte dich sowieso mitgenommen", sagte er. „Hier ist ein Koffer mit deinen Sachen aus Wassenaar. Ich war draußen und habe gepackt. Wir fahren nach Frankreich."

„Nach Frankreich", fragte sie erstaunt und stieß einen Freudenschrei aus, als sie den Koffer öffnete. „Job, war es nicht schrecklich gefährlich, diese Sachen zu holen? Wenn die Polizei nun das Haus bewacht hätte. Du bist ein Held. Du hast mir das Leben gerettet, und jetzt hast du sogar noch meine Sachen geholt."

„Was machen wir in Frankreich?" fragte sie, als sie den Koffer zusammengepackt

Mitternacht

und auf das Motorrad geschnallt hatten. Er erklärte es ihr, als sie langsam durch Den Haag nach Südosten in Richtung Dordrecht fuhren. „In den Biesbos südlich Dordrecht ist gestern nacht eine englische Bombenmaschine notgelandet. Die Besatzung hat sich in einer Scheune versteckt. Ich werde sie über Antwerpen—Brüssel—Paris nach Südfrankreich in die Pyrenäen bringen. Dort werden sie vom französischen Maquis nach Spanien gebracht."

„Wann fahren wir los", fragte sie.

„Vermutlich morgen nacht. Ich brauche einen Lastwagen, der uns bei Rilland über die Landzunge von Beveland setzt. Ein Motorboot habe ich schon. Von Beveland bis Antwerpen fahren wir mit einem Fischer. Ab Antwerpen geht es mit einem Lastwagen."

Sie erreichten Dordrecht, die älteste Festung Hollands, in der Abenddämmerung. Er hatte zwei Zimmer in einem Hotel bestellt.

„Warum fahren wir nicht schon heute nacht?" fragte sie.

„Das Motorboot kommt erst morgen. Ich habe den Engländern Essen gebracht. Sie sind in Sicherheit. Morgen ist außerdem Neumond. Dann werden wir am sichersten durch die Küstenwache schlüpfen. Stell es dir nicht zu einfach vor. Wenn wir erwischt werden, kommen die Engländer ins Gefängnis, und wir werden erschossen ..."

„Ich habe keine Angst, solange du dabei bist."

Sie gingen in das Hotel und bestellten ein Abendessen.

Spät in der Nacht, als Christina sich bereits in ihr Zimmer zurückgezogen hatte, erschien der Kellner bei Roland Diek: „Telefon für Sie, Jonkheer!" Er ging an den Apparat.

Es war Schreieder.

Ihre Hände griffen nach seinen Armen, sie lehnte sich einen Augenblick gegen ihn. Ihre Lippen streiften über seinen Mund

„Ich wollte Ihnen nur sagen, daß alles in Ordnung ist. Sie können das Mädchen mit den Engländern nach London abschieben."

„Danke", sagte Diek.

„Alles Gute auf den Weg", sagte der Kriminaldirektor. „Erzählen Sie den Engländern unterwegs, wie stark die Armee Jambroes ist und ... na, Sie wissen ja Bescheid. Alles Gute."

„Danke", sagte Diek, „auf Wiedersehen." Er hängte ein, ging zu seinem Tisch und trank eine Flasche, ehe er in sein Zimmer ging. Er war mehr denn je entschlossen, die Arbeit im Geheimdienst so schnell als möglich an den Nagel zu hängen ...

Die Engländer in ihrem Schuppen waren nicht schlecht erstaunt, als Roland Diek am anderen Tag mit einem sehr hübschen jungen Mädchen bei ihnen erschien. Sie betrachteten den Holländer „Job" bereits jetzt als einen Sendboten des Himmels. Der Flugzeugführer, ein Hauptmann namens Roger Llewellyn, erkundigte sich nach den Plänen seines Retters.

„Abmarsch heute abend gegen zehn Uhr", sagte Diek. „Wir fahren bis zum Hollandsch Diep, dann mit Motorboot durch das Diep, Mastgat und Oosterschelde bis Beveland. Transport mit Lastwagen über die Landbrücke. Auf der anderen Seite wartet ein belgischer Fischer auf uns mit einem Ewer. Morgen abend starten wir in Antwerpen mit einem Lastwagen. Ihr seid Arbeiter der deutschen ‚Organisation Todt', verstanden. Ihr sollt in Südfrankreich einen Flugplatz bauen. Wir sind übermorgen abend in Paris. Dort werden wir wahrscheinlich ein bis zwei Tage bleiben. In Paris treffe ich mich mit dem Chef des französischen Maquis, der die Männer für den Marsch über die Pyrenäen stellt."

„Wonderful", sagte Hauptmann Llewellyn, und seine Flieger drängten sich dichter um den kleinen Holländer, der ein Gemisch von Schulenglisch und Holländisch sprach.

Oberleutnant Diek begann, den Engländern ihre Lektion einzupauken. Sie machten es ihm leicht.

„Wer hat Ihnen gesagt, daß wir hier sitzen? Wer steht hinter dieser Organisation?" fragte Llewellyn. „Jambroes", sagte Diek. „Wer ist Jambroes?" Er ist Major des englischen Geheimdienstes SOE, erklärte Diek. Ein Holländer, der die „Armee Jambroes" leitet. „Woher kommen diese Medikamente, mit denen Ihr uns behandelt habt?" Die Royal Airforce wirft sie nachts ab für die Armee Jambroes. „Und wie wollt ihr uns über drei Grenzen wegbringen?" Abwarten, sagte Diek, dafür sorgt Jambroes.

„Daß muß eine wunderbare Sache sein, diese Armee des Majors Jambroes", sagte Hauptmann Llewellyn später zu Christina, als sie durch die Biesboes auf das offene Wasser der Nieuwe Merwede zuwanderten. „Was ist dieser Job? Holländer?"

„Ja", sagte Christina.

„Scheint ein schneidiger Bursche zu sein."

„Er hat mich vor vier Tagen aus einem deutschen Gefängnis in Den Haag befreit."

„Donnerwetter. Dazu gehört Mut. Warum weiß man in London nichts von dieser Untergrundarmee in Holland."

„Glauben Sie, daß es gut wäre, Captain, wenn die Londoner von der holländischen Untergrundarmee in den Zeitungen lesen würden? Die Deutschen lesen die englischen Blätter auch in Schweden."

„Stimmt", sagte Llewellyn.

Am Ufer wartete bereits ein großes Motorboot auf sie. Die Nacht war sternklar, als sie ablegten, aber ohne Mond. Der schwere Maybachmotor des Bootes schnurrte fast geräuschlos durch das Wasser des Diep, sie passierten die Moerdijkbrücke und Willemstadt, gelangten ins Mastgat und von dort in die Oosterschelde. Ein Bootsmann der Kriegsmarine steuerte das Boot, ein Marinefunker bediente die Klappbüx auf der Back und beantwortete Morsezeichen, die von Landstationen an das nächtliche Boot gegeben wurden. Beide trugen Zivil und wunderten sich. Nach ihrer Ansicht war irgend etwas faul an dieser Sache. Abgeschossene Bomberbesatzungen gehörten in ein Gefangenenlager, aber nicht in ein Motorboot, das spielend fünfzehn Meilen in der Stunde schaffte. Na, unsere Sorge, dachten sie. Der Bootsmann der Reserve, der im Zivilberuf Lotse war, steuerte durch den Zijp an Duiveland vorbei und rauchte behaglich seine Pfeife. Die Küstenwachstationen waren sämtlich alarmiert. Sie gaben von Zeit zu Zeit „Quatsch Dora Nanni", der Funker antwortete mit „Anton Richard Berta". Die Engländer hörten das Schnarren des Gerätes und wunderten sich ebenfalls. In der Villa Beukenhorst in Driebergen saßen Schreieder und Giskes vor der Karte und beobachteten den Fortschritt, den ihre Flüchtlinge machten. Von Zeit zu Zeit kam eine Ordonnanz und steckte ein Fähnchen in die Karte. Das bedeutete einen Telefonanruf aus Anna Jacoba, Stavenisse, Kats: „Boot hat Station vorschriftsmäßig passiert. Die Engländer aalten sich am Oberdeck, nachdem sie ihre Kleider gewechselt und sich in Arbeiter der „O. T." verwandelt hatten. Sie plauderten mit dem Mädchen und mit dem Oberleutnant über ihre Erfahrungen als Flieger. Sie wußten nicht, daß ein Flüstermikrofon über ihren Köpfen hing und daß ein Bandgerät diese Unterhaltung Wort für Wort aufnahm. Für das Archiv der deutschen Luftwaffe. Die „Schattenarmee Jambroes" arbeitete auf vollen Touren . . .

*

Sie starteten in der nächsten Nacht mit einem Fiatlastwagen von Antwerpen. Diek und Christina fuhren mit dem Motorrad voraus. Bei Valenciennes wäre beinahe alles schiefgegangen — jedenfalls erschien es den Engländern so. Ein besonders aufdringlicher Feldwebel der Feldpolizei warf sie an der Grenzstation aus dem Lastwagen, zählte sie ab, kommandierte sie herum und benahm sich wie ein Spieß in einer Rekrutenkompanie. Die Engländer wären wahrscheinlich nicht ruhig geblieben. Sie hätten einen Fluchtversuch unternommen — wäre nicht plötzlich wie aus dem Nichts die Gestalt des Holländers Job Terstraaten aus der „Jambroes-Armee" aufgetaucht. Er lümmelte sich, die Hände in den Hosentaschen, an den großen Fiatwagen, in dem die Engländer transportiert wurden, eine kalte Zigarette zwischen den Lippen, eine Auge zugekniffen. Also blieben sie ruhig, und nachdem der Feldwebel seine Organisationswut ausgetobt hatte, entließ er sie, und der Wagen brauste über die französische Grenze auf Cambrai zu. Er hielt auf offener Strecke, das Motorrad mit dem Holländer wartete am Straßenrand.

„Angst gehabt?" fragte Oberleutnant Diek die Flieger und reichte eine Korbflasche Rotwein in den Wagen. Die Flasche machte die Runde. Die Engländer versicherten, daß ihnen mehr als ängstlich zumute gewesen sei. „Aber die Papiere sind in Ordnung", sagte Hauptmann Llewellyn, der von allen der Kaltblütigste war. „Ich habe es genau beobachtet. Er hat die Papiere geprüft und sogar einen Stempel hineingehauen. Ich werde sie in England vorzeigen, sonst glaubt mir kein Mensch, daß ich diese Fahrt durch Frankreich gemacht habe. Look here — ein Stempel mit einer Svastika. Das kommt in mein privates Museum!"

Fünf Stunden später waren sie in Paris.

*

„Hier ist französisches Geld", sagte Diek zu den Engländern, „und das hier sind die blauen Anzüge, wie sie Arbeiter tragen. Zieht sie an und schaut euch Paris an. Aber haltet euch zusammen und redet nicht zu viel englisch. Trinkt einen Apéritif in den kleinen Bistrots. Christina wird für euch sorgen. Sprecht die Poules auf der Straße nicht englisch an. Sagt, ihr seid Marokkaner, polnische Hilfsarbeiter oder französische Kanadier aus Quebec. In Paris wird niemand kontrolliert . . ." Er entließ sie, und die englischen Flieger machten einen langen Bummel durch das besetzte Paris, unauffällig bewacht von Pariser Abwehragenten.

„Das glaubt uns kein Mensch in London", sagten sie von Zeit zu Zeit halblaut. „Schade, daß wir keine Kamera dabei haben. Was machen wir heute abend? Weiterfahren?"

„Heute abend tanzen wir in einem Keller", sagte Christina. „In einem Keller, in dem nur Maquis verkehren. Job wird erst später zu uns kommen. Er hat eine Besprechung mit einem Maquisführer, wegen eurer Weiterfahrt . . ." Die Engländer waren nicht unzufrieden.

*

Ihr Anführer saß inzwischen hinter der Kirche Madeleine in einem Lokal, das von außen unscheinbar, von innen prächtig ausgestattet war. Es hieß „Chez Madeleine", wurde von einer weißhaarigen Dame russischer Abstammung geleitet und war der interne Treffpunkt der deutschen Abwehr in Paris. „Chez Madeleine" hatte nur sechs Tische, auf denen verschwenderisch Orchideen standen. Speisen und Getränke waren vom besten, die Preise höher als im „George V". Diek war Gast der Pariser AST, er aß, trank und plauderte mit Baptiste, einem deutschen Sonderführer in Zivil, einem der großen Asse der deutschen Ge-

genspionage im besetzten Frankreich. Baptiste sah in seiner Baskenmütze und Rollpullover aus wie ein Agent für Pferderennen.

„Wie habt ihr das nur in Holland gemacht?" wollte er wissen. „Zwölf Funklinien — es ist unglaublich. Und die Engländer merken immer noch nichts." Diek zuckte die Achseln. Er wußte selber nicht, wie sie es in Holland gemacht hatten. „Reibungslose Zusammenarbeit von Polizei und Wehrmacht, vermutlich", sagte er. „Und wie fahren wir nun also weiter?"

Der Sonderführer drückte ihm eine Karte mit vorgezeichneten Marschetappen in die Hand. „Ihr müßt auf Nebenstraßen fahren", sagte er. „Auf den Hauptstraßen werden gerade deutsche Truppen bewegt, es ist zu schwierig, euch da durchzulotsen. Bei Urdos wartet der echte Maquis auf euch. Sechs Engländer und eine Holländerin, nicht wahr?" „Ja", sagte Diek, steckte die Karte ein, kniff eine Orchideenblüte von dem Arrangement auf dem Tisch und wickelte sie in eine Papierserviette.

„Was ist los — müssen Sie schon gehen? Ihre Engländer sind gerade unversehrt in das Hotel am St. Germain de Près zurückgekehrt. Keine Eile", sagte Baptiste.

Aber Diek war bei den letzten Worten des Sonderführers wieder eingefallen, daß es jetzt nur noch wenige Tage dauerte, bis er Christina mit den Engländern über die spanische Grenze schicken würde. Er war plötzlich nicht mehr lustig, der orientalische Luxus in „Chez Madeleine" bedrückte ihn.

„Ich will mich um meine Boys kümmern", sagte er. „Am Ende machen sie Dummheiten."

▪

Es war fast Mitternacht, als Diek die Kellerkneipe mit den Engländern erreichte. Der Betrieb war im vollen Gang.

Er fand Christina in den Armen des großen Kapitän Llewellyn. Er stellte sich neben sie und klatschte ab. Llewellyn runzelte die Brauen, machte aber gute Miene zu dem Spiel. „Alles in Ordnung, Chef?" fragte er.

„Wie man's nimmt", sagte Diek, den Arm um Christinas Taille, „die Hauptstraßen sind voller Truppen."

„Und dabei können Sie lachen?" schnaubte Llewellyn.

„Wir fahren über Seitenstraßen — sehr romantisch", sagte Diek und machte, daß er weiterkam. Der Engländer schüttelte den Kopf. Er verstand nichts von dieser Art, einen Krieg zu führen. Aber der Bursche hatte sie bisher durch alle Hindernisse gebracht. Er würde es vermutlich weiterhin tun. Kapitän Llewellyn griff sich ein anderes Mädchen, begann zu tanzen und fragte: „What's your name, beauty?" Das Mädchen warf den Kopf zurück. „Geneviève!" sagte sie. „What a wonderful name", sagte der Flugzeugführer und drückte sie ein wenig fester an sich.

Diek blieb an einem Tisch stehen, trank ein Glas Wein, ohne die Hand von Christinas Hüfte zu nehmen. Etwas knisterte in seiner Tasche. Er zog es heraus und reichte es ihr. „Mein Gott", sagte sie, „was für eine wundervolle Blume. Eine Orchidee. Wo hast du sie her?"

„Frag nicht", sagte er, „sie ist für dich. Komm, wir tanzen. Nein, ich stecke sie dir ins Haar. Warte, so . . . jetzt siehst du aus wie Supijalet, das Mädchen in dem javanischen Lied. Trägst du es mir nachher noch einmal vor?"

„Du bist heute so lustig", sagte sie. „Du warst seit langem nicht so ausgelassen. Was ist mit dir?"

„Prost", sagte Diek. Er war ein wenig betrunken. „Auf die große Höllenmaschine, Christina. Auf den Empfang um Mitternacht. Trink mit mir!" Er warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Eine Minute vor zwölf. „Stoß an, Supijalet. Wir werden uns um Mitternacht wiedersehen."

„Wann?" fragte sie verwirrt. „Heute? Wir sind doch beieinander."

„Irgendwann", sagte Roland Diek. „Irgendwann werden wir uns um Mitternacht wiedersehen. Vergiß es nie, Christina. Versprich mir, daß du es nie vergißt!"

„Du hast einen Schwips", sagte sie.

„Versprich es mir", sagte er.

„Ich verspreche es", sagte Christina, und sie tanzten weiter.

▪

Sieben Tage später erst hatten sie ihre letzte Etappe, Oloron, passiert. Die Straße stieg jetzt stetig zu den Dreitausendern der Pyrenäen empor. An die Stelle der Weingärten und Olivenhaine traten die immergrünen Wälder der Koniferen. Dazwischen erhoben sich nackte, graugrüne Steinhänge, kahl und ausgedörrt von der Hitze oder von einem zähen Unterholz bedeckt — eben jenem Maquis, das der französischen Widerstandsbewegung ihren Namen verliehen hat. Hinter Oloron knallten gleich zwei Reifen auf einmal. Sie mußten flicken und dann lange warten, bis die geflickten Stellen getrocknet waren. Es war schon Morgen, als sie eine einsame Mühle erreichten. Der Wirt, ein Baske, schien sie bereits erwartet zu haben. Er kochte einen Riesentopf Fleischsuppe, rauchte die Zigaretten, die Diek ihm gab und erbot sich, am Abend ein paar Freunde zu holen, die ausgezeichnet Gitarre spielten.

Als es dämmerte, begannen die Gitarrenspieler vor dem Haus ihre Instrumente zu stimmen. Er nahm Christina bei der Hand und sagte:

„Komm, wir gehen ein bißchen bergauf. Die Engländer fallen mir auf die Nerven."

Sie setzten sich auf eine kleine Terrasse hundert Meter über dem Haus. Von ihrem Platz aus konnten sie weit in die Bergtäler der Aspe hineinsehen. Das Geräusch der Stimmen und Instrumente drang gedämpft zu ihnen empor.

Christina hatte sich mit dem Rücken zu einer Korkeiche niedergelassen. Sie trug eine kleine baskische Ledertasche am Arm, die er ihr unterwegs gekauft hatte. Diek setzte sich neben sie und sah zu, wie sie eine Puderdose aus der Tasche fischte und sich in dem Spiegel betrachtete.

„Ist es hier nicht herrlich", sagte sie über die Schulter. „Stell dir vor, Job, wir sind über tausend Kilometer von Holland entfernt. Morgen früh sind wir allein. Können wir nicht ein paar Tage in den Bergen bleiben, ehe wir zurückfahren? Es ist hier so wunderbar, Job. Ich möchte mit dir allein in einer Hütte leben, bis der Krieg aus ist. Ich habe die Nase voll . . ."

„Christina", sagte er und schluckte. „Ich muß dir etwas sagen." Sie legte die Dose hin und wandte den Kopf. Ihre grauen Augen lächelten ihn an. Als sie sein Gesicht genauer betrachtete, schwand das Lächeln, und die grauen Augen wurden groß und ängstlich.

„Hör zu", sagte er, „wir haben eine schöne Zeit miteinander gehabt. Es hängt von dir ab, ob wir jemals wieder so eine schöne Zeit miteinander haben werden. Du mußt vernünftig sein. Versprich es mir."

„Ja", sagte sie leise, „ich bin vernünftig. Was gibt es? Warum sprichst du so ernst?" Er war in den letzten Tagen in einer Art verzweifelt guter Stimmung gewesen.

„Wir müssen uns für eine Zeit voneinander trennen", sagte er. Sie schwieg. „Du gehst heute nacht mit den Engländern nach Spanien."

„Warum?" fragte sie.

„Ich wäre froh, wenn du mich nicht fragen würdest", sagte er.

„Vielleicht habe ich in der Zwischenzeit erfahren, daß die Deutschen in Holland dich suchen ..." Sie kräuselte die Lippen. „Vielleicht halte ich es überhaupt für besser, wenn du nicht weiter in Holland bleibst. Weil ich nicht will, daß du dich immer weiter in dieses Spionagegeschäft verstrickst."

„Ah", sagte sie, „du willst es nicht. Und was ist der wirkliche Grund?"

Er biß die Zähne aufeinander. Ihre grauen Augen sagten: Du kannst mich nicht belügen. Sag, was wirklich dahintersteckt! — Diek schluckte wieder und schwieg.

„Willst du mich los sein?" fragte sie. Er schüttelte den Kopf.

„Falle ich dir lästig?" Er schüttelte den Kopf. „Bin ich zu dumm?" Er zuckte die Achseln.

„Nein", sagte er, „du bist nicht zu dumm. Im Gegenteil. Du bist klug. Ein Jahr, ein halbes Jahr in diesem Beruf, und du bist perfekt. Du jammerst nicht, du machst alles mit, du tust, was sein muß, was man dir aufträgt. Du hast einen Instinkt für die Gefahr. Aber ich will nicht, daß du in diesen Beruf hineingehst."

„Warum machst du so ein Gesicht? Warum willst du mich auf einmal los sein. Ausgerechnet jetzt — nach diesen letzten Tagen. Seit Paris war ein Tag schöner als der andere. Die Engländer werden morgen in Sicherheit sein. Warum willst du allein nach Holland zurückkehren? Sag mir wirklich — liegt es an mir? Habe ich etwas getan, was falsch war? Habe ich dich im Stich gelassen?"

„Nein, nein", sagte er. Unter ihnen summten die Gitarren, die Stimmen der Basken erklangen im Chor. Im Osten glühte ein Berg scharf rot auf. Christina kniete neben ihm nieder und sah ihm ins Gesicht.

„Nicht an mir", sagte sie, „dann liegt es also an dir, nicht wahr? An wem könnte es sonst liegen. Es gibt nur uns beide in dieser Frage. Ich soll nach England zurückgehen, und es liegt an dir ..." Sie kniff die Augen zusammen. „Job, sag mir die Wahrheit. Irgend etwas an dir stimmt nicht." Ihre letzte Frage war zu viel für ihn. Er warf all seine guten Vorsätze über den Haufen und sagte: „Nichts an mir stimmt! Hör mich an. Ich bin kein Holländer ..."

„Das weiß ich längst", sagte sie.

„Ich bin Deutscher. Ich bin nicht im Widerstand, ich bin bei der deutschen Armee. Ich wurde nach Holland abgestellt, um Verbindung mit King-Kong aufzunehmen. Niemand traute sich an ihn heran. Deswegen nahm man einen vom Heer. Am ersten Abend bei King-Kong sah ich dich. Du warst anders als die übrigen Mädchen in dem Keller ..."

Er erzählte ihr alles, Stück für Stück. Wie er die Verbindung mit King-Kong hergestellt hatte und sie später einem anderen V-Mann überließ. Wie Schreieder ihn beauftragte, die Agentin Christina Takonis alias Christina Sijmen zu überwachen. Wie er in die Knockploegs ging. Wie er eines Abends feststellte, daß eine Polizeistreife sie verhaftet habe. Wie er sie befreite. Daß alles nur Spiel war, Täuschung, Betrug.

„Und was ist mit den Engländern?" fragte sie. „Was für ein Interesse haben deine Vorgesetzten daran, diese englischen Flieger nach London zurückzuschicken? Ist das auch Spiel?"

„Ja", sagte er, „ein Spiel, so verzwickt, daß niemand es begreift außer dem Mann, der es sich ausgedacht hat. Aber dies hat nichts mit uns beiden zu tun. Was mit uns beiden zu tun hatte, habe ich dir gesagt."

Sie lachte bitter. „Du Held", sagte sie, „mein Befreier. Mein Retter aus Lebensgefahr. Was war mit dem Mann, den du erwürgt hast? Er war blau im Gesicht. Hast du ihn im Spiel erwürgt?"

Tinte", sagte Oberleutnant Diek kleinlaut. „Tinte macht blau ..."

Sie lachte plötzlich auf. Ihre Hand faßte seine Haare, sie beutelte ihn. „So", sagte sie, „Tinte macht blau. Und ich soll jetzt nach England gehen, als ein braves kleines Mädchen, und drüben den Mund halten."

„Ja", sagte er.

„Und wenn ich den Mund nicht halte?" fragte sie.

„Dann", sagte Diek, „werde ich es sehr rasch erfahren. Und dann wird man mir einen Prozeß wegen Hochverrats machen."

„Und wenn ich mich weigere, nach England zu gehen?"

„Dann werden sie dich in Holland verhaften. Ich hatte nur noch diese eine Chance, dich herauszuschmuggeln."

„Ist das auch wieder Spiel?" fragte sie. Er schüttelte den Kopf.

Sie lachte verächtlich. „Und das soll ich jetzt glauben, nachdem du mich vom ersten Tag an betrogen hast?"

„Ich habe dir jetzt die Wahrheit gesagt", erklärte er.

„Ja", sagte sie, „weil dir keine gute Lüge eingefallen ist."

Sie warf sich auf den Bauch, nahm einen Stengel Heidekraut und biß darauf. „Willst du mir wenigstens sagen, was du jetzt tun wirst? Weiter in Holland mit dem Herrn Baron Lyngen zusammen Holländer jagen?"

Er schüttelte den Kopf.

„Was dann?"

„Ich gehe wieder zu meiner Truppe. Sie liegt in Nordrußland."

„Fein", sagte Christina, „fein. Mein Freund ist in Nordrußland bei der deutschen Armee. Wirst du mich auf dem Urlaub in London besuchen? Oder wirst du dir eine neue Freundin anschaffen?"

„Ich werde dich nicht besuchen", sagte er. „Und ich werde mir keine neue Freundin anschaffen. Ich werde warten, bis der Krieg zu Ende ist. Das ist unsere Chance ..." Er legte die Hand auf ihre Schulter. Sie fuhr herum und spie das Heidekraut aus.

„Faß mich nicht an", sagte sie. „Gemeiner Kerl. Lügner! Moffe. Du bist mir ... oh, du

bist mir verächtlich. Ich habe es immer gewußt — vom ersten Tag — von der ersten Minute an. Lügner! Ich werde nach London gehen. Ich werde drüben alles erzählen, was ich weiß. Ich hoffe, daß sie dich aufhängen!"

„Das kannst du tun", sagte er. „Ich kann es nicht ändern. Aber vergiß nicht — es gab auch andere Möglichkeiten, dich nach London zu bringen. Ich hätte einen dieser kleinen Tricks inszenieren können. Wir von der Abwehr sind nicht kleinlich. Ich hätte dich in Todesangst versetzen können — ja, ich hätte dir vorspielen lassen können, daß ich von der Grenzpolizei erschossen werde; die Engländer hätten dich mit Gewalt nach Spanien gebracht. Das war alles möglich. Ich habe lange darüber nachgedacht. Wenn ich es nicht getan habe, dann nur aus einem Grund."

„Aus welchem?" fragte sie.

„Weil ich dich liebe", sagte er. „Weil ich Schluß mit diesen Lügen zwischen uns machen wollte. Du liebst mich. Ich liebe dich. Die ganze Zeit hindurch mußte ich dir immer wieder Geschichten erzählen, die nicht wahr waren. Sie hingen mir zum Hals heraus. Deshalb mache ich Schluß mit der Abwehr — und deswegen erzähle ich dir alles, bevor du nach England gehst. Was du daraus machst, ist deine Sache. Es liegt bei dir."

Es wurde langsam dunkel. Keiner sagte mehr ein Wort. Die Gitarren wurden lauter, auf den Bäumen sangen Zikaden, von weither hörte man das dumpfe Dröhnen eines Flugzeugs. Christina lag in diesem Dunkel, den Kopf in den Armen vergraben. Sie weinte. Einmal versuchte er, den Arm auf ihre Schulter zu legen, aber sie fauchte ihn an wie eine Katze, und er zog den Arm zurück, lauschte auf die Geräusche der Nacht und sagte nichts mehr.

Plötzlich sprang sie auf. Sie nahm ihre Tasche, hängte sie an den Arm und begann abzusteigen. Es war dunkel, aber sie schien in der Dunkelheit wie eine Katze sehen zu können. Er wartete, bis sie verschwunden war, seufzte, zündete eine Zigarette an und zertrat sie nach dem zweiten Zug. Dann stieg er hinter ihr her den Berg hinunter.

*

Gegen ein Uhr in der Frühe übernahm die Gruppe der französischen Bergführer die sechs englischen Flieger und das Mädchen. Die Engländer waren gut gelaunt, sie wollten sich laut und herzlich von ihrem Lebensretter Roland Diek verabschieden. Aber die Franzosen drängten zur Eile und baten um Ruhe. „Gefährlich", sagten sie. „Neuerdings ist immer mehr Polizei hier an der Grenze." Hauptmann Llewellyn und die fünf anderen Männer des Bombers schüttelten Dieks Hand. Als taktvolle Menschen gingen sie mit den Franzosen ein paar Schritte voraus und ließen ihn mit dem Mädchen allein. Es überraschte sie nicht, als sie erfuhren, daß Christina mit ihnen nach England fliegen sollte. Diek erklärte es mit wenigen Worten. Sie war von der Polizei verhaftet worden, die Deutschen hatten einen Steckbrief hinter ihr erlassen. Sie war gefährdet — es war besser, sie nach London zu schicken. In Holland konnte sie jetzt nichts mehr nützen.

Sie stand am Wegrand, groß, schwarzhaarig, schlank. Ihr nachtfarbenes Haar war kaum zu sehen, nur das weiße Gesicht mit den großen, mandelförmigen Augen, die jetzt schwarz wirkten.

„Auf Wiedersehen, Christina", sagte Oberleutnant Diek.

Sie trat einen Schritt näher. Ihre Hände griffen nach seinen Armen, sie lehnte sich einen Augenblick gegen ihn. Ihre Lippen streiften über seinen Mund. „Auf Wiedersehen, Job", sagte sie. „Bleib am Leben, Lieber — bleib am Leben! Bis nach dem Krieg!"

Im nächsten Augenblick war sie verschwunden. Er blieb stehen und starrte ihr nach, so lange er noch Schritte und das Rollen von Steinen hörte. Dann wandte er sich um und schritt den Weg zum Lastwagen hinunter. Seine Augen brannten, vielleicht hatte er zu scharf in das Dunkel gestarrt.

Er war noch keine zweihundert Meter gegangen, als ihn der Lichtkegel einer Blendlampe erfaßte. Ehe er wußte, wie ihm geschah, hatten ihn zwei Männer gepackt, hatten ihm die Hände auf dem Rücken zusammengedrückt. Er wollte sich wehren, aber da hörte er das vertraute Geräusch, wenn die Eisenglieder der Handschellen ins Schloß schnappen. Das weiße Licht wanderte über seinen Anzug, eine Hand griff in das Halfter unter seinem Arm und zog eine schwere Armeepistole der englischen Armee hervor.

„Chef", sagte eine Stimme, „wir haben einen von den Kerlen. Bewaffnet wie ein Gangster — Pistole unterm Arm. Wie im Kino."

Ein Feldwebel der Streife erschien und beleuchtete das Opfer erneut. „Wer sind Sie?" fragte er scharf. „Was treiben Sie hier bei Nacht?"

„Nichts, nichts", sagte Oberleutnant Diek. „Seid nicht so tierisch ernst. Es ist doch alles immer nur ein Spiel."

„Ein Spiel? Der Kerl spricht deutsch. Wahrscheinlich so ein emigrierter Kommunist. Was haben Sie hier verloren? Was soll die Pistole bedeuten?" Der Oberleutnant antwortete nicht. Er hatte die gefesselten Hände erhoben und rieb sich die Augen. Sie waren rot und ein wenig feucht. Er senkte sie, schüttelte ärgerlich den Kopf und sagte:

„Nehmt mir in Dreiteufelsnamen endlich dies idiotische Eisen herunter. Und gebt mir eine Zigarette. Meine habe ich den anderen mitgegeben."

„Welchen anderen?" fragte der Streifenführer. „Wo sind sie hin?"

„Fort", sagte Diek und rieb sich zum zweitenmal die Augen. „Über die Berge. Nach England . . ."

„Nach Spanien, meinen Sie?"

„Nein, nach England!"

(FORTSETZUNG IM NÄCHSTEN HEFT)

BI 9/55

Die Sterne lügen nicht ...

DIE WOCHE VOM 15. BIS 21. MAI 1955

Positive Tendenzen überwiegen in diesen Tagen. Die politischen Debatten werden ungewöhnlich hart geführt, aber sie zielen darauf hin, Schranken zwischen den Völkern zu beseitigen. Einige Forderungen der großen Mächtegruppen werden durch Nachgeben als berechtigt anerkannt. Am 17./18. V. liefert der Osten den praktischen Beweis einer Bereitschaft, wegen strittiger Punkte nicht jede Zusammenarbeit scheitern zu lassen. Besonders für Deutschland hat dieses Datum Bedeutung. Der 19./20. V. könnte für Westeuropa einige Probleme klären.

STEINBOCK

22.—31. Dezember Geborene: Wenn Sie sich über mangelnde Anregung beklagen, sollten Sie sich nicht bei jeder Gelegenheit isolieren. Am 15./16. V. sähe man es gern, wenn Sie zur Stelle wären und unbeschwert mitmachten. Der 19./20. V. führt eine Verständigung herbei.

1.—9. Januar Geborene: Sie haben gute Freunde um sich, die Ihr Bestes wollen und Ihnen Ihre pessimistischen Ideen ausreden. Es nähme sich gut aus, wenn Sie etwas mehr Eifer an den Tag legten, ohne daß man Sie auffordern muß.

10.—20. Januar Geborene: Sie rechnen immer nur das zusammen, was Ihnen entgangen ist. Glauben Sie ernstlich, daß Sie jemand bedauert, wenn Sie derart abwegige Klagen vorbringen? Am 16./17. V. können Sie sich beinahe alles leisten.

WASSERMANN

21.—29. Januar Geborene: Ihr Steckenpferd nimmt Sie allzusehr in Anspruch. Bald könnte man Ihnen unliebsam deutlich erklären, wie Ihre Umgebung darüber denkt. Am 17./18. V. ist es wichtig, daß Sie eine beruflich schwierige Aufgabe zufriedenstellend lösen.

30. Januar bis 8. Februar Geborene: Ihnen kann man leider wenig Neues sagen. Um wirtschaftlich immer noch gerade so zurechtzukommen, müssen Sie sich über Gebühr anstrengen. Der 18./19. V. bringt eine hübsche Abwechslung.

9.—18. Februar Geborene: Glück und Pech halten sich bei Ihnen so ziemlich die Waage. Immerhin brauchen Sie in dieser Woche niemandem etwas schuldig zu bleiben. Die Zahl Ihrer Freunde wächst. Der 20./22. V. ist trübe.

FISCHE

19.—27. Februar Geborene: Gute Gelegenheiten, sich wieder ins Spiel zu bringen, finden sich, ohne daß Sie danach suchen müssen. Von einem Zusammentreffen am 15./16. V. können Sie sich etwas ausnehmend Hübsches erwarten. Auch der 19. bis 20. V. bringt Ihnen Glück.

28. Februar bis 9. März Geborene: Ihre Position ist jetzt stärker als die der Konkurrenten. Sie sollten diesen Erfolg mehr würdigen, anstatt sich darüber zu beklagen, daß man von Ihnen zuviel verlangt.

10.—20. März Geborene: Nachdem Ihnen einige Schlager gelungen sind, möchten Sie auf Ihren Lorbeeren ausruhen. Das wäre die sicherste Methode, alles wieder aufs Spiel zu setzen. Am 16./17. V. haben Sie einen schweren Stand.

WIDDER

21.—30. März Geborene: Sie sind dabei, sich anderweitig umzusehen, und können nichts Besseres tun. Ihr augenblicklicher Platz ist Ihnen zwar sicher. Aber niemand wird Ihnen verdenken, daß Sie schneller vorankommen wollen. Seien Sie am 21. bis 22. V. vorsichtig.

31. März bis 9. April Geborene: Aus einer gesellschaftlichen Beziehung sind Ihnen berufliche Vorteile erwachsen. Am 18./19. V. bietet sich eine willkommene Gelegenheit, demonstrieren zu können, wie weit Ihre Fähigkeiten reichen.

10.—20. April Geborene: Sind Sie mit Paragraphen in Konflikt geraten? Die Konstellationen schließen jedenfalls solche Verwicklungen nicht aus. Am 15. und 18./19. V. ziehen Sie sich aber geschickt aus der Schlinge.

STIER

21.—29. April Geborene: So sehr sich Ihre Freunde bemühen, direkte Angriffe auf Sie abzuwehren, es ist nicht ganz gewiß, ob ihnen dies nach jeder Richtung gelingt. Am 15./16. V. wiegen Sie sich in Sicherheit. Der 19./20. V. ist stark bewölkt.

30. April bis 9. Mai Geborene: Sie haben das richtige Gefühl, daß man Sie mit kritischen Augen beobachtet und Ihnen nichts nachsieht. Eine Maßnahme, an der man sich am 15./16. V. entschließt, halten nur Sie für einen Vertrauensbeweis.

10.—20. Mai Geborene: Zur Zeit haben Sie noch Oberwasser. Sie können damit rechnen, daß man Ihnen weitere Vergünstigungen gewährt. Am 16./17. V. möchte man sich gütlich mit Ihnen einigen. Der 20./21. V. bringt einen Höhepunkt.

ZWILLINGE

21.—30. Mai Geborene: Ihnen scheint es an der nötigen Selbstbeherrschung zu mangeln. So könnten Konflikte mit Ihrer Umwelt zum Ausbruch kommen, die vermeidlich wären, wenn Sie sich besser zusammennähmen. Der 15./16. V. vergrämt Sie besonders: Gut: 17./18. V.

31. Mai bis 9. Juni Geborene: Sie unterschätzen hoffentlich nicht, wieviel es bedeutet, daß Sie zunächst einmal persönlich einen guten Eindruck gemacht haben. Das Praktische, das Sie im Sinn haben, ergibt sich von selbst.

10.—20. Juni Geborene: In diesen Tagen wird Ihnen nichts zuviel. Am 16./17. V. sollten Sie nur daran denken, daß blinder Eifer unter Umständen erheblich schaden kann. Der 18./19. V. stellt Ihnen eine neue und schöne Aufgabe.

KREBS
21. Juni [illegible] 1. Juli Geborene: Einige Beobachtungen in der letzten Zeit haben Sie bedenklich gestimmt. Sie müssen aber selbst am besten wissen, wie schnell sich die Meinungen in Ihrem Mitarbeiterkreis ändern. Am 19./20. V. läßt man Ihnen freie Hand.
2.—11. Juli Geborene: Manche Sympathien haben Sie sich leider verscherzt. Es ist aber nicht unmöglich, sie wieder zu gewinnen, wenn Sie sich zu einem sachlicheren Verhalten bequemen wollen. Der 19./20. V. bringt ein Angebot.
12.—22. Juli Geborene: Sie haben [illegible] Zeit etwas abwegige Vorstellungen davon, was sich miteinander vereinbaren und verwirklichen läßt. Der 16./17. und 20./21. V. sind zwar geschäftlich ergiebig, lassen privat aber vieles offen.

LÖWE
23. Juli bis 1. August Geborene: Ihr Ehrgeiz verleitet Sie zu gewagten Spekulationen. Sie sollten nur auf jemand hören, den Sie genau kennen und von dem Sie wissen, daß er Sie zuverlässig berät. Am 17./18. V. haben Sie keine glückliche Hand. Die Quittung folgt postwendend.
2.—12. August Geborene: Sie treten auf der Stelle. Daß [illegible] Ihnen vorübergehend gelingt, sich einige Erleichterungen einzuhandeln, hilft Ihnen, wenn Sie Ihre Lage nüchtern betrachten, auch nicht weiter, wie sich [illegible] 20./21. V. zeigt.
13.—23. August Geborene: Alles verläuft ein wenig anders als Sie es sich vorgestellt haben, obwohl Ihre Konstellationen insgesamt gut sind. Das werden Sie selbst an den besten Tagen dieser Woche erleben: 14./15. und 18./19. V.



JUNGFRAU
24. August [illegible] 2. September Geborene: Sie müssen sich darüber klarwerden, was auf lange Sicht für Sie [illegible] wichtigsten sein müßte. Allein darauf sollten Sie dann auf der Stelle Ihr Verhalten einstellen. Der 15./16. V. verläuft kaum nach Ihrem Geschmack.
3.—12. September Geborene: Man bürdet Ihnen vielleicht zusätzliche Arbeiten auf, nur weil Sie tüchtiger als Ihre Kollegen sind. Auch wenn Sie sich über die Zumutung ärgern, sollten Sie gewissenhaft diese lästigen Pflichten erfüllen.
13.—23. September Geborene: Sie haben starke Freunde und mächtige Feinde. [illegible] geht um Ihre Position. Am 16./17. V. dürfte [illegible] nicht einfach sein, sie zu halten. Am 20./21. V. dürfte [illegible] verhältnismäßig leicht sein, sie zu verteidigen.

WAAGE
24. September bis 2. Oktober Geborene: Ein ruhigerer und nicht mehr so einwandfrei freundlicher Abschnitt beginnt. Es empfiehlt sich, in der nächsten Zeit etwas vorsichtiger vorzugehen, und sich die Leute, mit denen Sie verhandeln wollen, recht genau anzusehen.
3.—12. Oktober Geborene: Sie beginnen die Woche mit viel Schwung. Eine Begegnung hat Sie belebt. Am 18./19. V. könnten Sie jedoch die Nachricht erhalten, daß man vorläufig auf ihre Mitwirkung verzichtet.
13.—23. Oktober Geborene: Es ist doch seltsam, daß bei Ihnen fast nie alles ganz in Ordnung ist. Hoffentlich sind Sie sich dessen bewußt, daß das auch anderen bereits aufgefallen ist. Seien Sie vor allem [illegible] 18./19. V. vorsichtig.

SKORPION
24. Oktober bis 1. November Geborene: Sie wissen nicht, wem Sie trauen dürfen. Dann sollten Sie sich auch nicht durch den Zufall zu unüberlegten, spontanen Entschlüssen verleiten lassen. Was man Ihnen am 19./20. V. eröffnet, ist jedenfalls entschieden zu schön, um wahr zu sein.
2.—11. November Geborene: Mit Ihrem übertriebenen Ehrgeiz haben Sie leider wieder einmal Ihre wenigen zuverlässigen Freunde auf eine harte Probe gestellt. Am 16. V. schweigt [illegible] noch zu Ihren Manövern, am 20./21. V. aber nicht mehr.
12.—22. November Geborene: Halten Sie sich nicht lange mit der Vorrede auf. Man erwartet, daß Sie sich schnell entscheiden, und die Chancen, in solche lohnende Sache einzusteigen, werden nach dem 20./21. V. geringer.

SCHÜTZE
23. November bis 1. Dezember Geborene: Sowohl materiell wie auch juristisch hat sich Ihre Lage erheblich gebessert. Es fragt sich nur, ob das von Dauer ist, auch wenn Sie bei einer Bewerbung am 17./18. V. erneut bevorzugt und in die engste Wahl gezogen werden.
2.—11. Dezember Geborene: Sie müssen sich an die Leute wenden, die etwas von Ihrem Fach verstehen, dann werden Sie auch das erhoffte Echo finden. Am 15./16. V. liegt [illegible] nahe, daß Sie Ihre bisherigen Beziehungen abbrechen.
12.—21. Dezember Geborene: Sie haben einen starken Eindruck hinterlassen, — falls Sie das nicht wissen sollten. Bei soviel Angeboten, die Sie [illegible] 15. V. erhalten, wird Ihnen die Wahl schwerfallen. Der 19./20. V. empfiehlt Sie erneut.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBURGER
GEBOREN ZWISCHEN 15. UND 21. MAI 1955

Eine nicht alltägliche Reaktionsschnelligkeit wird an diesen Kindern auffallen. Das drückt sich sowohl [illegible] ihrem Denken, Sprechen, wie in den Bewegungen aus, ohne [illegible] der geringsten Oberflächlichkeit, Plan-, Ziellosigkeit oder Unrast gekoppelt [illegible] sein. Sie sind einfach nur immer äußerst wach, aber dabei stets ebenso nobel, wenn ihre Interessen die anderer auch nur [illegible] geringsten überschneiden. Sie leisten viel und werden noch viel mehr gelten, obwohl es ihnen gar [illegible] Sinn kommt, von sich aus einen Gedanken darauf zu verschwenden, wie sie sich in ein vorteilhaftes Licht setzen können. Ihr Glück ist, daß ihnen Partner [illegible] Seite stehen, die das Materielle genauer nehmen als sie. Die Mädchen der Woche finden ihre Erfüllung in einer Beschäftigung, die sie geistig voll in Anspruch nimmt. Herzenswünsche beeinflussen ihren Lebensweg nicht entscheidend.

Die Frau von heute steht ihren Mann

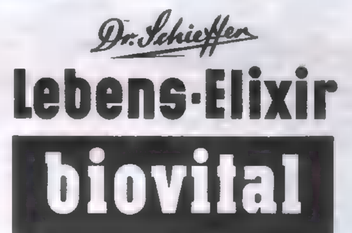


Tagsüber Beruf und abends
Haushalt und Familie.
Das soll ein Mann
erst einmal nachmachen.
Dazu gehört ein gut
Teil Tatkraft, Schwung
und etwas
von der Leichtigkeit,
die Hürden nimmt.
Charmant und weiblich
muß man
bei aller Tüchtigkeit
auch noch bleiben!
Ein bißchen viel ist das ja.
Kein Wunder,
wenn Sie dieser Tretmühle
manchmal nicht mehr gewachsen sind.
Dann heißt es aufpassen!

Es ist nicht allein das Übermaß an Arbeit, das Sie müde und gereizt macht. Sie können allen Anforderungen gewachsen sein und dabei blühend aussehen und lange jung bleiben, wenn in Ihnen Kräfte wirken, die Ihren Körper frisch und gesund erhalten. Diese Kräfte sind Wirkstoffe, die Ihre Körperzellen ernähren und so Ihrem Lebensmotor Antrieb geben. Sind Sie aber leicht müde, nervös und oft lustlos, dann fehlt es Ihnen an diesen Wirkstoffen. Eine Erscheinung, die typisch ist für die heutige überbeanspruchte Frau. Sie müssen deshalb um Ihrer selbst willen diese lebensnotwendigen Wirkstoffe bewußt aufnehmen.

Das Lebens-Elixir Biovital gibt sie Ihnen in der richtigen funktionellen Zusammensetzung. Es hilft Ihnen, täglich Ihren Mann zu stehen und trotzdem Frau zu sein — eine junge, blühende Frau voll Fröhlichkeit und Temperament.

lebe auf und leiste mehr!



In allen Apotheken und Drogerien erhältlich. DM 4.35 und DM 7.80



DR. SCHIEFFER ARZNEIMITTEL-GESELLSCHAFT · KÖLN

Kreuzworträtsel

1	2		3		4	■	5		6		7	8
9				■	10	11		■	12			
		■	13							■		
14		15	■	16					■	17		
	■		18	■	19			■	20		■	
21	22			23		■	24	25			26	
■	27				■		■	28				■
29					30	■	31					32
	■			■	33	34		■			■	
35	36		■	37					■	38	39	
		■	40						41	■		
42				■	43			■	44			
45						■	46					

W a a g e r e c h t : 1. Geweihträger, 5. deutscher Bundesminister, 9. männlicher Vorname, 10. Flußfisch, 12. Gesangstück, 13. Strom in Afrika, 14. geographischer Begriff, 16. griechischer Buchstabe, 17. Felsnische, 19. biblische Gestalt, 21. früherer Adelstitel, 24. Einsiedler, 27. Vers, 28. Hafenstadt in Südarabien, 29. deutscher Physiker und Chemiker (1864—1941), 31. Berggipfel im Ostkaukasus, 33. Nebenfluß des Rheins, 35. kleine japanische Münze, 37. kleines südamerikanisches Nagetier, 38. Normenbezeichnung, 40. männlicher Vorname, 42. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 43. Waschmittel, 44. Wüsteninsel, 45. weiblicher Vorname, 46. Gebäck. — S e n k r e c h t : 1. Held der Homerischen Gesänge, 2. Herrenschicht der Ureinwohner Perus, 3. internationaler Notruf, 4. Handwerksgerät, 5. Klagelied, 6. Raubfisch, 7. weiblicher Vorname, 8. Behördenanordnung, 11. männlicher Vorname, 15. frühere Papstresidenz in Rom, 17. Gefährte, 18. kleiner Lachsfisch, 20. französische Festungsstadt, 22. Nordwesteuropäer, 23. Bad an der Lahn, 25. selten, 26. weiblicher Vorname, 29. Weisester und Ältester eines Standes, 30. indischer Dichter und Philosoph (1861—1945), 31. nordfranzösische Landschaft, 32. Bergdurchbruch für Verkehrszwecke, 34. Signalhorn, 36. Laubbaum, 39. weiblicher Vorname, 40. Gattin Jakobs im Alten Testament, 41. kirchliches Gebäude.

Rätselgleichung

(a—b) + (c—d) + (e—f) + (g—h) + (i—k) + (l—m) = x. — a = Herrscher, b = Stadt in Belgien, c = Feuerwaffe, d = bedeutender deutscher Kirchenmusiker und Komponist (1585—1672), e = Nähutensil, f = früher bevorzugter Stand, g = Straßenbelag, h = schlechte Angewohnheit, i = Waschmittel, k = Konsonant, l = Vorrichtung zur Holzkohlengewinnung, m = Längenmaß, x = Vogelart.

Auflösungen aus Heft Nr. 19

Kreuzworträtsel: W a a g e r e c h t : 1. Emir, 4. Niassa, 9. Sen, 11. Rhein, 12. Traktor, 14. Eri, 15. Ehe, 17. Enz, 19. Elegie, 21. Ern, 23. Ion, 25. Unheil, 27. Elch, 30. Nab, 31. Opa, 33. Annahme, 35. Tours, 36. Epi, 37. Herder, 38. Klee — S e n k r e c h t : 1. Esther, 2. Meran, 3. Ina, 5. irr, 6. Seemine, 7. Sir, 8. Anis, 10. Athene, 13. Öl, 16. Ego, 18. Zentaur, 20. Eiland, 22. Rho, 24. Schleie, 26. Inn, 28. Lampe, 29. Roth, 32. Poe, 33. Ase, 34. Hel.

Pyramidenrätsel: Es mußten die folgenden Wörter gebildet werden: 1. E, 2. Ei, 3. Ire, 4. Reni, 5. Niere, 6. Rheine, 7. Hermine

Plage dich nicht: 1. Planck, 2. Plakette, 3. Plagiat, 4. Planet, 5. Plantage, 6. Plankton, 7. Planimeter, 8. Platane, 9. Plasma, 10. Plastik, 11. Plakat, 12. Plauderei, 13. Plato, 14. Plauen; die letzten Buchstaben der obigen Wörter ergeben: **Kettenreaktion.**

Magisches Quadrat: 1. Samos, 2. Arena, 3. Mekka, 4. Onkel, 5. Saale.



Schriftprobe und Schriftanalyse

L. G. weiblich [illegible] Jahre.

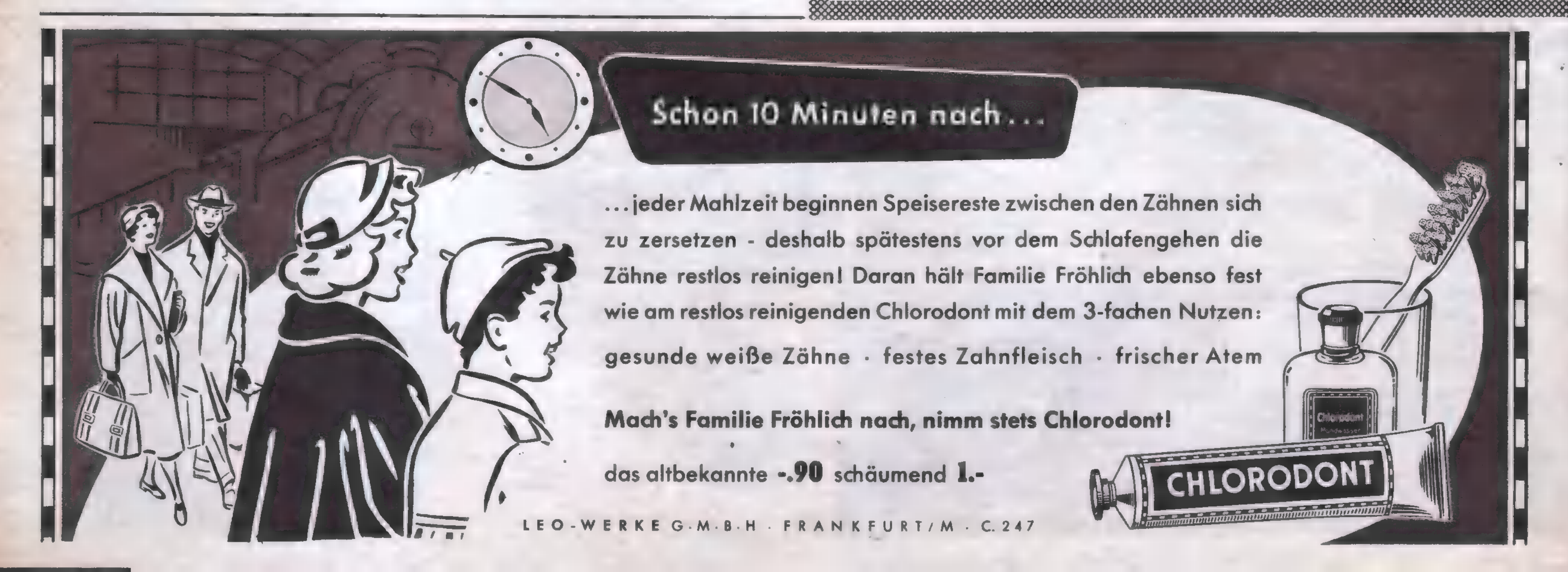
Die Schreiberin ist eine Frau, die das Bedürfnis nach Sauberkeit, Klarheit und geordneten Lebensverhältnissen zeigt. Sie ist sinnenwarm, hat Phantasie und Vorstellungskraft, doch wird sie bei allem sich gerne von der Vernunft leiten lassen und ihren Triebwünschen einen festen Willen entgegenzusetzen vermögen. Denn so aufgeschlossen und eindrucksfähig die Schreiberin auch ist, [illegible] steht sie doch ganz auf dem Boden der Wirklichkeit, des Alltäglichen und Tatsächlichen. So wird sie auch ihre Pflichten sorgfältig und gründlich erledigen, sich zusammennehmen können, und man darf ihr auch in der Durchführung von Vorsätzen Vertrauen schenken. Schreiberin entbehrt nicht der fraulichen Wärme und Zuneigungsfähigkeit, doch wird sie ihre eigenen Interessen gerne in den Vordergrund stellen.

— Hier ausschneiden! —

Wenn Sie mit e i n e r Handschriftenprobe, unter Beifügung eines genau adressierten Freiumschlages, per Einschreiben diesen

Stern-Gutschein für Schriftanalyse

an uns einsenden, erhalten Sie von unserem Mitarbeiter eine graphologische Charakterskizze zum Preis von 3,— DM (keine Briefmarken) bei Voreinsendung d[illegible] Betrages **angefertigt. Nachnahmen werden nicht berücksichtigt. Die Einsendung muß den Ver[illegible]k „Graphologie" tragen. Angabe von Alter und Geschlecht erforderlich. Die Schriftproben erhalten Sie [illegible] der Analyse nach Möglichkeit innerhalb vier Wochen zurück. Der Verlag handelt hier im Namen und für Rechnung des Graphologen.** 55/20



Beliebte Melodien

Die Buchstaben der nachstehenden Wörter sind jeweils so umzustellen, daß wieder neue sinnvolle Hauptwörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben, in der angegebenen Reihenfolge hintereinander gelesen, den Titel einer bekannten Operette und deren Komponisten.

Oper — Koran — Bali — Stern — Traun — Abend — Ettal — Rune — Otter — Tarent — Feier — Tadel — Auber — Traum — Schale.

Auflösungen im nächsten Heft

SCHACH

Geleitet von Georg Kieninger

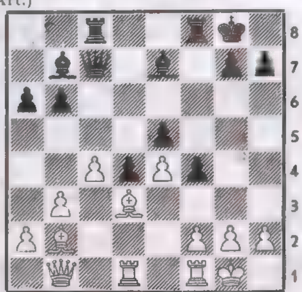
Bestrafte Künstelei

Partie Nr. 270

Damenindischer Angriff, gespielt um die Hamburger Meisterschaft 1955

Weiß: Secula — Schwarz: Martius

1. Sg1—f3 Sg8—f6 2. b2—b3 e7—e6 3. Lc1—b2 d7—d5 4. e2—e3 c7—c5 5. c2—c4 (Gut bewährt hat sich in der Praxis 5. Lb5+. Weiß verfolgt aber hier andere Ziele, nach den Prinzipien von Richard Reti, dem Vater der Hypermodernen, soll eine schwerblütige Position mit zurückhaltenden Zentrumsbauern aufgebaut werden.) 5. . . . Sb8—c6 6. Lf1—e2 Lf8—e7 7. 0—0 0—0 8. d2—d3 b7—b6 9. Sb1—c3 (Hier paßte die Springerentwicklung 7. Sa3 nebst nachfolgendem 8. Sc2 besser zur gewählten Partieanlage, um das wichtige Zentralfeld d4 unter Kontrolle zu halten.) 9. . . . Lc8—b7 10. Dd1—c2 Ta8—c8 11. Ta1—d1 Dd8—c7 12. Dc2—b1 a7—a6 13. Db1—a1 (Bisher stand die Partie im Gleichgewicht, erst durch den gekünstelten Damenzug ist Schwarz in der Lage, die Initiative an sich zu reißen. Eine gute Möglichkeit war 13. c×d5, falls dann 13. . . . e×d5 14. d4 mit offenem Kampf.) 13. . . . d5—d4 (Stark, wenn auch naheliegend. Die weiße Stellung wird nun eingeengt, was zur Folge hat, daß die weißen Läufer in wirkungslose Position gelangen. Statt offene Linien zu beherrschen, stehen dieselben nach kurzer Zeit trostlos hinter Bauernketten.) 14. e3×d4 Sc6×d4 15. Sf3×d4 c5×d4 16. Sc3—e4 Sf6×e4 17. d3×e4 e6—e5 18. Le2—d3 f7—f5 19. Da1—b1 (Undiskutabel ist 19. e×f5 wegen 19. . . . e4 20. Lb1 T×f5 21 L×d4 Th5 und der schwarze Angriff dürfte rasch durchdringen.) 19. . . . f5—f4 (Beide weißen Läufer sind unwirksam, aus diesem Grunde ist es kein Wunder, wenn nun Schwarz rasch zu starkem Angriff gelangt, sogar auf ganz einfache Art.)



Stellung nach dem 19. Zuge von Weiß

20. f2—f3 Tf8—f6 21. Td1—d2 Tf6—h6 22. Td 2—c2 Dc7—d6 23. g2—g4 f4×g3 e. p. 24. h2×g3 Dd6—g6 25. Tc—g2 Th6—h3 26. Db1—e1 Tc8—f8 27. Lb2—c1 Dg6—h5 (Bereits entscheidend. Neben Angriff auf f3 droht auch Th1+.) 28. De1—d1 (Auf 28. Le2 gewann 28. . . . L×e4) 28. . . . Th3—h1+ 29. Kg1—f2 Th1×f1+ 30. Ld3×f1 Lb7×e4 31. Kf2—g1 Le4×f3 32. Lf1—e2 Le7—c5! 33. b3—b4 d4—d3+ 34. b4×c5 d3×e2. Weiß gab auf.

Vorbildliche Ausnutzung eines errungenen Stellungsvorteils.



DER STAR-KASTEN

Grethe Weiser, Hauptdarstellerin des Operettenfilms „Okay Mama", bat die mitwirkenden 30 amerikanischen Soldaten im Geiselgasteiger Atelier, keinen Kaugummi unter die Stühle zu kleben.

■

Robert Mitchum machte in dem Film „Nicht als Fremder", in dem er einen Chirurgen darstellt, einen Fehler. Er benutzte bei einer Operation ein gewöhnliches Messer. Der Fehler wurde erst nach Drehende bemerkt, und Robert mußte mit einem richtigen Skalpell in der Hand die verpatzte Szene nachdrehen.

■

Angelika Hauff ist die „internationalste" Schauspielerin des deutschen Films. In den letzten beiden Jahren drehte sie Filme in Brasilien, Italien, Schweden, Österreich und Deutschland. Von ihrer brasilianischen Gage kaufte sie sich eine große Farm im Innern Brasiliens, von ihrer italienischen eine Wohnung in Rom und von den Schillingen und DM ein großes Gut in Kärnten. Ihren nächsten Film wird sie wahrscheinlich in England drehen. Dann wieder einen in Brasilien.

■

Fernandel begann in Rom mit den Aufnahmen zum dritten Teil von „Don Camillo und Peppone". Regisseur ist diesmal der Italiener Carmine Gallone, nachdem der Regisseur der ersten beiden Teile Julien Duvivier es ablehnte, auch den dritten Teil zu inszenieren. Fernandel spielt wieder die Rolle des streitbaren Landpfarrers, Gino Cervi dagegen wurde befördert. Er ist nicht mehr der kleine Ortsbürgermeister, sondern er ist jetzt der Abgeordnete seiner Heimatgegend im römischen Parlament.

■

Martine Carols erste Auskunft auf einer Pressekonferenz nach ihrer Ankunft in München lautete: „Ich bin 1,60 Meter groß, wiege 51 Kilogramm, habe [illegible] Zentimeter Hüftweite und 58 Zentimeter Taillenweite. Meinen Brustumfang möchte ich Ihnen nicht sagen."

■

Bela Lugosi, der aus Ungarn nach Hollywood eingewanderte, jetzt 66jährige Star unzähliger Schauerfilme, erschien in der Nervenabteilung eines großen Spitals und sagte: „Bitte, veranlassen Sie, daß ich in die staatliche Entwöhnungsanstalt übergeführt werde. Ich nehme seit 20 Jahren Rauschgifte und bin am Ende meiner Kräfte!" Die Ärzte erkannten in dem verwahrlosten Mann, der keine Ausweispapiere und keinen Cent in der Tasche hatte, den berühmten Schauspieler, dessen Filme „Der dreizehnte Stuhl", „Phantommörder", „Der Vampir", „Mord in der Rue Morgue", „Frankenstein" um die ganze Welt gingen und noch immer aufgeführt werden, und entsprachen seinem Wunsch.

■

Hannelore Bollmann, Gattin des Filmregisseurs Franz Antel, führt gern die jüngste Errungenschaft an ihrem Auto vor. Es handelt sich um eine Hupe, die die ersten Takte des Schlagers „Die süßesten Früchte" intoniert.

■

Rita Hayworth, die in dem zur Hälfte fertigen Farbfilm „Josef und seine Brüder" mitwirkte, weigert sich plötzlich, weiterzuspielen, und erklärt durch ihren Rechtsanwalt, sie betrachte den Vertrag für null und nichtig, weil das Studio den Termin des Drehbeginns nicht eingehalten, und sie dadurch gezwungen habe, eine Europareise fallen zu lassen. Die wahren Gründe sollen jedoch ganz andere sein. Sie hat sich für diesen Film ihre Haare dunkel färben lassen und soll derart alt und häßlich aussehen, daß sie die Fertigstellung des Films mit allen Mitteln verhindern will.

■

Toty, das neun Monate alte Elefantenbaby des Schönbrunner Zoos, entwickelt sich mehr und mehr [illegible] Star-Elefanten des europäischen Films. In dem Streifen „An der schönen blauen Donau" spielte es eine große Rolle, jetzt wurde [illegible] für die Zirkusaufnahmen in „Lola Montez" verpflichtet. Martine Carol wird seine Partnerin sein. Totys Kollegin aus der „Schönen blauen Donau", Nicole Besnard, hatte den Elefanten [illegible] in ihr Herz geschlossen, daß sie ihn als Talisman mitnehmen wollte. Obwohl sich die Direktion des Zoos [illegible] Verkauf Totys entschloß, scheiterte Nicoles Plan. Die Zollbehörden klassifizierten Toty als Transportmittel und verlangten 57 Prozent des Kaufpreises als Zollgebühr.

■

Der Schmalzpianist Liberace gab in Las Vegas ein Konzert. Liberace, dem [illegible] im Laufe von wenigen Jahren gelang, in den USA alle Filmstars an Popularität zu überflügeln, bekommt 50 000 Dollar je Woche und ist der bestbezahlte Unterhalter der Welt. Er spielte in bunter Reihenfolge Jazz, Chopin und Debussy.

■

James Stewart, der im zweiten Weltkrieg Oberst der amerikanischen Luftwaffe war, spielt in „Der Geist von St. Louis" den Ozeanflieger und jetzigen Brigadegeneral Charles A. Lindbergh, der im Alleinflug als erster den Ozean überquerte und im Mai 1927 in Paris landete.

GEWINNE MIT Kessi

BEDINGUNGEN:



1. Jeder kann mitmachen, außer den Angestellten von Verlag und Redaktion des Stern.
2. Schicken Sie die Lösung mit Ihrer Adresse auf einer Postkarte an den Stern, Hamburg 1, [illegible] 1. Fügen Sie den Vermerk „Kessi-Preisausschreiben Nr. 90" hinzu. Nicht oder ungenügend frankierte Einsendungen gehen zurück.
3. Einsendeschluß für das 90. Preisausschreiben ist der 18. Mai 1955. Maßgebend ist das Datum des Poststempels.
4. Die Preise werden unter den Einsendern richtiger Lösungen ausgelost. Gehen weniger zutreffende Lösungen ein, als Preise vorgesehen sind, so werden die nicht vergebenen Preise in der [illegible] Woche mit verteilt.
5. Das Preisgericht wird von der Chefredaktion und dem Verlag des Stern bestimmt. Die Entscheidung ist unanfechtbar. Jeder Einsender unterwirft sich mit seiner Teilnahme diesen Bedingungen.



Kessi-Preisfrage Nr. 90: Welchen Buchstaben hat die Dame, die Kessi beschreibt, an ihrer Handtasche?

1000,- DM Preise

1. Preis ..... DM 250,— bar
2. Preis ..... DM 100,— bar
3. Preis ..... DM 50,— bar
4.-100. Preis je 1 Stern-Buch

250 DM nach Mainz

ERGEBNIS DES KESSI-PREISAUSSCHREIBENS NR. 87

Kessi sah es auf den ersten Blick, daß eine von den Zutaten, die von den Köchen bereitgehalten wurden, nicht in die Sülze gehört. Auch viele unserer Rätsel-Freunde haben richtig geraten. Die Lösung lautet: „Mehl". Wieder mußte das Los darüber entscheiden, wer die Gewinne erhalten soll.

Die glücklichen Gewinner sind:

1. Preis DM 250,— bar: Hans Ziegler, Mainz,
2. Preis DM 100,— bar: Grete Rütten, Neuß a. Rhein,
3. Preis DM 50,— bar: Maria Dorra, Uetersen (Holst.)

Die Gewinner der Preise 4—100 erhalten je ein Stern-Buch, das diesen durch die Post zugestellt wird.

Ich soll eine Brille tragen? Da werde ich ja „schön" aussehen ...

Glaub' mir – jetzt siehst Du viel jünger aus ... Nicht mehr so verkrampft und unsicher ...

Wenn Sie merken, daß Sie eine Brille brauchen – dann fürchten Sie nicht für Ihr Aussehen. Das Vorurteil, eine Brille mache alt, ist längst überholt. Im Gegenteil: Sobald die Augen endlich ihre Sehhilfe bekommen, löst sich der harte, verkniffene Gesichtsausdruck, der die Folge allzu angestrengten Sehens ist. Die Haut glättet sich ... der ganze Mensch ist entspannt, verjüngt ... „Er" freut sich darüber am meisten.

Nahezu unerschöpflich ist die Auswahl an neuen, modischen Brillen. Fachkundig beraten, finden Sie bestimmt das richtige Modell für Ihren Typ und für jede Gelegenheit.







VERJÄHRT. In Kansas City stießen Arbeiter bei Ausschachtungsarbeiten auf das Skelett eines Menschen. Die Polizei vermutete Mord und durchforschte monatelang alle alten Mordakten. Vergeblich. Jetzt schickte das gerichtsmedizinische Institut sein Gutachten: Es handelt sich um das Skelett eines prähistorischen Indianers.



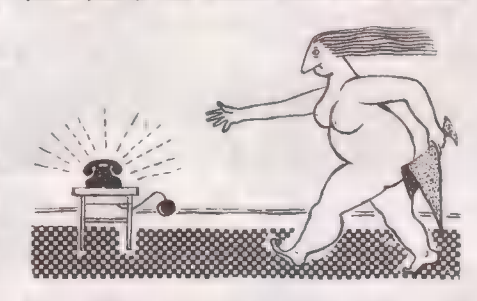
WEIBLICH. In New York wurde eine Dame verhaftet, weil sie zu lange telefoniert hatte. Trotz wiederholter Aufforderung des Amtes, die Leitung freizugeben, weil man die Feuerwehr alarmieren müsse, sprach sie weiter. Das Haus brannte ab.

NOCH EINE MÖGLICHKEIT. Der Kirchendiener einer Schleswiger Randgemeinde, der für die Sauberhaltung der kirchlichen Räume verantwortlich ist, brachte an der Kirchentür einen Zettel an: „Welche Frommen würden mir bei der Reinigung des Gotteshauses behilflich sein?" Als sich niemand meldete, tauschte er das Wörtchen „Fromme" gegen „Sünder" aus. Nach einer weiteren Woche vergeblichen Wartens nahm er auch diesen Zettel ab und erklärte seufzend, es nun damit versuchen zu wollen, einen Stundenlohn von einer Mark in Aussicht zu stellen.

AUTOFALLE. Ein Autobesitzer war es leid, jeden Morgen seinen Benzintank nachfüllen zu müssen, weil ihm Unbekannte das Benzin nachts abzapften. Er füllte eines Abends den Tank mit Wasser, verständigte die Polizei — und bereits in den frühen Morgenstunden nahm die Polizeistreife einen 17jährigen fest, der drei Kilometer weiter mit einer unerklärlichen Autopanne auf der Straße lag. — Er hatte zuviel Wasser im Benzin.

VORHÖLLE. In Virginia, Durchschnittsjahrestemperatur 32° C, warb die Methodisten-Kirche mit folgendem Plakat um neue sündige Seelen: „Denken Sie nur nicht, hier sei es heiß."

ÜBERLISTET. Nicht aus dem Badezimmer zu bringen war eine Ehefrau in Philadelphia (USA). Sie lachte nur, als ihr Mann



an die verschlossene Tür pochte. Da griff der Mann zu einer List, lief auf die Straße zu einer Telefonzelle und rief von dort seine Frau an. Sie reagierte sofort und sprang aus der Wanne, als sie das Telefon läuten hörte.

ANFÄNGER. Sehr unerfahren zeigten sich Diebe, die ein Theater in Paris heimsuchten. Sie brachen in das Büro des Geschäftsführers ein, indem sie die Tür mit Gewalt öffneten, obwohl der Schlüssel im Schloß steckte.



ABGEBRANNT. Die 24jährige Alice Grassi aus Odense (Dänemark) verlor durch zu kräftige Dauerwellen vorübergehend ihre Lockenpracht. Ihr Bräutigam war so entsetzt, daß er sie auf Nimmerwiedersehen verließ. Nun klagt Alice nicht nur wegen ihres Haarschmucks auf Schadenersatz, sondern auch noch wegen ihres Bräutigams.

ZEITGEIST. Das schwedische Dorf Södra Sandsjö in der Provinz Kronoberg gibt den Bevölkerungsstatistikern ein Rätsel auf. Im Jahre 1953 hatte man dort 1953 Einwohner gezählt, im Jahre 1954 waren es genau 1954 Bewohner.

AMOR SCHIESST BLITZE. Der Haupt- und Finanzausschuß der Gemeinde Leuth am Niederrhein bewilligte einen Zuschuß zur Elektrifizierung des Drahtzaunes, der auf dem dortigen Campingplatz Männlein und Weiblein trennen soll. Es hatte sich gezeigt, daß Stacheldraht allein nicht gegen die Macht der Liebe ausreicht.

Das Recht fand eine Grenze

Die Falle (Kreuz) wurde fahrlässig außerhalb der Jagd (Linie) gelegt

Zwei Schweizer Bürger ließen in Deutschland ein Tellereisen legen. Statt eines Tieres wurde die Familie Schwanz ihr Opfer



Länger als eine Stunde war Maria in diesem Tellereisen gefangen



Emil Hangartner stellte die getarnte Großwildfalle



Heinrich Benz zahlte keinen Pfennig Schadenersatz



Karl Weltli pfeift ebenfalls auf das deutsche Urteil

Schreinermeister Josef Schwanz aus Öhningen an der Schweizer Grenze hat den Hobel hinlegen müssen. 600 Mark verdiente er drüben in der Schweiz, als seine Frau Maria noch gesund war. Jetzt muß Josef Schwanz für die drei Kinder, für Haus und Vieh sorgen. Denn Maria ist krank. Seit drei Jahren sind Schmerzen, Hunger und Elend in das kleine Haus des Schreiners eingezogen. Das Unglück begann am 15. Januar 1952. Damals hatte der Jagdaufseher Emil Hangartner ein Tellereisen im Garten der Schwanz aufgestellt. Den Hausbewohnern hatte er kein Wort darüber gesagt. Hangartner betreute die Jagd der Schweizer Holzhändler Karl Weltli und Heinrich Benz. An jenem unseligen Tag geriet Maria in die Falle. Sie wurde ohnmächtig vor Schmerz, als die gespannten Eisen zuschlugen. Monatelang litt sie an Knochenhautentzündungen und Vereiterungen. Die Ärzte stellten auch eine Schußwunde fest. Die Jagdherren Weltli und Benz hörten von dem Unglück, das ihr Aufseher verschuldet hatte. Großzügig versprachen sie Schadenersatz. Aber sie dachten nicht daran, ihr Wort zu halten. Josef Schwanz prozessierte. Er mußte für die Kosten eine Hypothek aufnehmen. Schließlich wurden die Herren Weltli und Benz von einem deutschen Gericht verurteilt, für alle Unfallfolgen aufzukommen. Aber — sie sitzen in der Schweiz und zahlen nicht. Und die Familie Schwanz steckt weiter in der Falle.





Armut und Elend *sind bei den Schwanz eingezogen. Maria ist an ihr Krankenlager gefesselt (links). An ihrem Strumpf wurde ein Einschußloch (Mitte) festgestellt, doch Hangartner sagt, er habe keinen Selbstschuß gelegt. Er wurde wegen Fahrlässigkeit zu 50 DM Geldbuße verurteilt. Josef Schwanz muß nun die drei Töchter betreuen (rechts). In Kloten bei Zürich wohnen die Jagdherren. Das Gemeindeamt dort müßte den Schadenersatz eintreiben. Es denkt nicht daran, denn der Gemeindepräsident von Kloten ist – der Jagdherr Heinrich Benz* FOTOS: Überall





Eine offene Grenze *für Kaffeeschiebungen war das deutsche Zollhaus. Die Lindauer Behörden nannten das „dynamische Schmuggelbekämpfung". Sie ließen ein paar „Locksendungen" durch, dann wurde beschlagnahmt, versteigert und der Ertrag floß in die Stadtkasse. Schweizer Lieferant Signer (links) fühlt sich vom deutschen Staat betrogen und fordert Schadenersatz*

Der Zoll schob mit

und die Stadt Lindau verdiente Millionen am illegalen Kaffeegeschäft

„Die größte Schmuggelaffäre der Nachkriegszeit" schrieben die Zeitungen im Jahre 1950. Fünf Jahre brauchte das Ravensburger Gericht, ehe es alle Unterlagen in einer 79seitigen Anklageschrift zusammengetragen hatte. Jetzt fand der Prozeß statt. Und die Angeklagten wurden freigesprochen, denn der Kaffeeschmuggel an den Lindauer Schlagbäumen war von der Behörde selbst arrangiert worden. Fünf Jahre lang stand eine Handvoll kleiner Zollbeamter unter dem dringenden Verdacht, Zollhinterziehungen in größtem Ausmaß betrieben zu haben. Vergeblich beriefen sie sich auf den Befehl von oben. Aber Lindaus Kreispräsident Anton Zwisler schwieg. Erst als er am letzten Verhandlungstag in den Zeugenstand gerufen wurde, gab er zu, die illegalen Kaffeeimporte gedeckt zu haben. Drei Stunden später war der Freispruch für die kleinen Zöllner da, nachdem Hunderttausende DM Steuergelder für die gerichtlichen Voruntersuchungen hinausgeworfen worden waren. Und plötzlich waren alle Geschäfte legal: die Lindauer hatten „Locksendungen" aus der Schweiz hereingelassen und als weitere Schiebertransporte kamen, „energisch" zugegriffen. Der Kaffee wurde beschlagnahmt und dann legal versteigert. Der Ertrag floß in den Lindauer Stadtsäckel. Die Methode war probat: mindestens 1,5 Millionen DM konnten die Lindauer Stadtväter auf diese Weise in die Tasche stecken. Und die Schieber verdienten durch die vom Zoll unberührt gelassenen „Locksendungen" auch noch ihren Teil. Nur ein paar Zöllner hätten beinahe dran glauben müssen, weil der Staat illegale Geschäfte machte.



Fünf Jahre schwieg *Lindaus Kreispräsident Anton Zwisler. Erst jetzt gab er zu, vom offiziellen Schmuggel gewußt zu haben*





Verantwortlich *für diese Geschäfte des Zolls, mit deren Hilfe der Schmuggel angeblich lahmgelegt werden sollte, war Oberregierungsrat Adolf Wölfle. Er merkte zu spät, daß bei seiner Bekämpfungsmethode die Schmuggler immer noch verdienten*

Unumwunden *gab der ehemalige Finanzreferent und jetzige Verkehrsdirektor Jakob Halmburger zu, daß Lindau den Zollschmuggel gedeckt hatte*



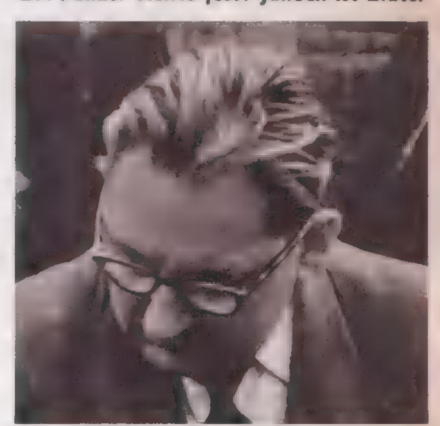
Auf die Anklagebank *kamen nach fünfjähriger Voruntersuchung die Zöllner Wagner und Schmidt (links) und Probst (rechts). Ihr Verteidiger Dr. Dreher (Mitte) hatte leichtes Spiel. Selbst der Anklagevertreter war schließlich für Freispruch, weil Schuld und Verantwortung den Staat treffen*

Boxen war Selbstmord

Der arme Josef Janoch aus Wien hatte wohl nicht ganz begriffen, was ihm der Arzt mit ernsten Worten sagte. Und deshalb trieb ihn seine Boxleidenschaft zum Selbstmord. „Sie sind Bluter", hatte der Arzt festgestellt. „Wir müssen Sie auf Lebenszeiten sperren." Das wollte Josef einfach nicht wahrhaben. Vor zwei Jahren noch war er österreichischer Staatsmeister im Halbweltergewicht, der beste Mann im Ring (unten, rechts). Eine große Sportkarriere lag vor ihm. Doch nun war alles aus. Aber Josef boxte heimlich am Punchingball weiter. Und als Polikarp Zwazl, Sektionsleiter des Boxklubs „Favoriten", Ende April einen Schaukampf veranstaltete, ging Josef zu ihm. „Laß mich nur einmal wieder boxen", bestürmte er ihn. Tagelang! Schließlich gab Zwazl nach. Drei Runden boxte Josef — in großartiger Form. Dann brach er bewußtlos zusammen. Gehirnblutung! Der Bluter Josef Janoch wachte nicht wieder auf. Drei Tage später warf Sektionsleiter Zwazl Blumen in ein offenes Grab.



Dr. Panzer stellte fest: Janoch ist Bluter



Polikarp Zwazl ließ Janoch wieder boxen

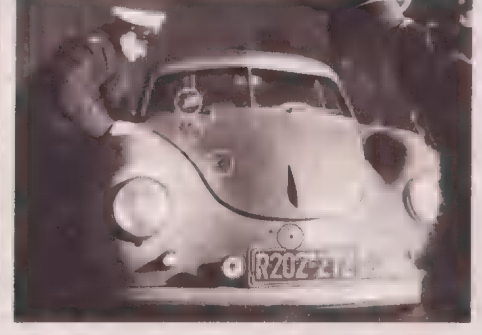


Es stand im Stern

Amüsier-Resi und sein Herrchen, der Hamburger Drehorgelspieler Gluschke, werden jetzt täglich von einer Autofirma im Mercedes nach Schleswig-Holstein gefahren (links). Dort darf Gluschke orgeln. In Hamburg darf er es nicht mehr, nachdem Resi eine Reinmachefrau gekratzt hatte (Stern Nr. 18). — Der gelähmte Tapezierer Ullberg malt mit dem Mund (Stern Nr. 51/54). Auf Grund der Stern-Veröffentlichung druckt ein Postkartenverlag seine Gemälde. — Hans-Günther Nettesheim, dessen Frau von Polizisten auf der Autobahn erschossen wurde (Stern Nr. 48/54), wurde wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt verurteilt.



Neuen Lebensmut *hat der gelähmte Henry Ullberg aus Stockholm, seitdem seine Malerei auch Geld einbringt. Der Stern hatte sein Schicksal in Schweden bekannt gemacht*



Erschossen *wurde Frau Nettesheim von vorne, das beweist die Sternaufnahme. Ihr Mann achtete nicht auf das Haltesignal und die Polizei nicht auf ihre Vorschrift, nur auf Fliehende*

In dieser Woche



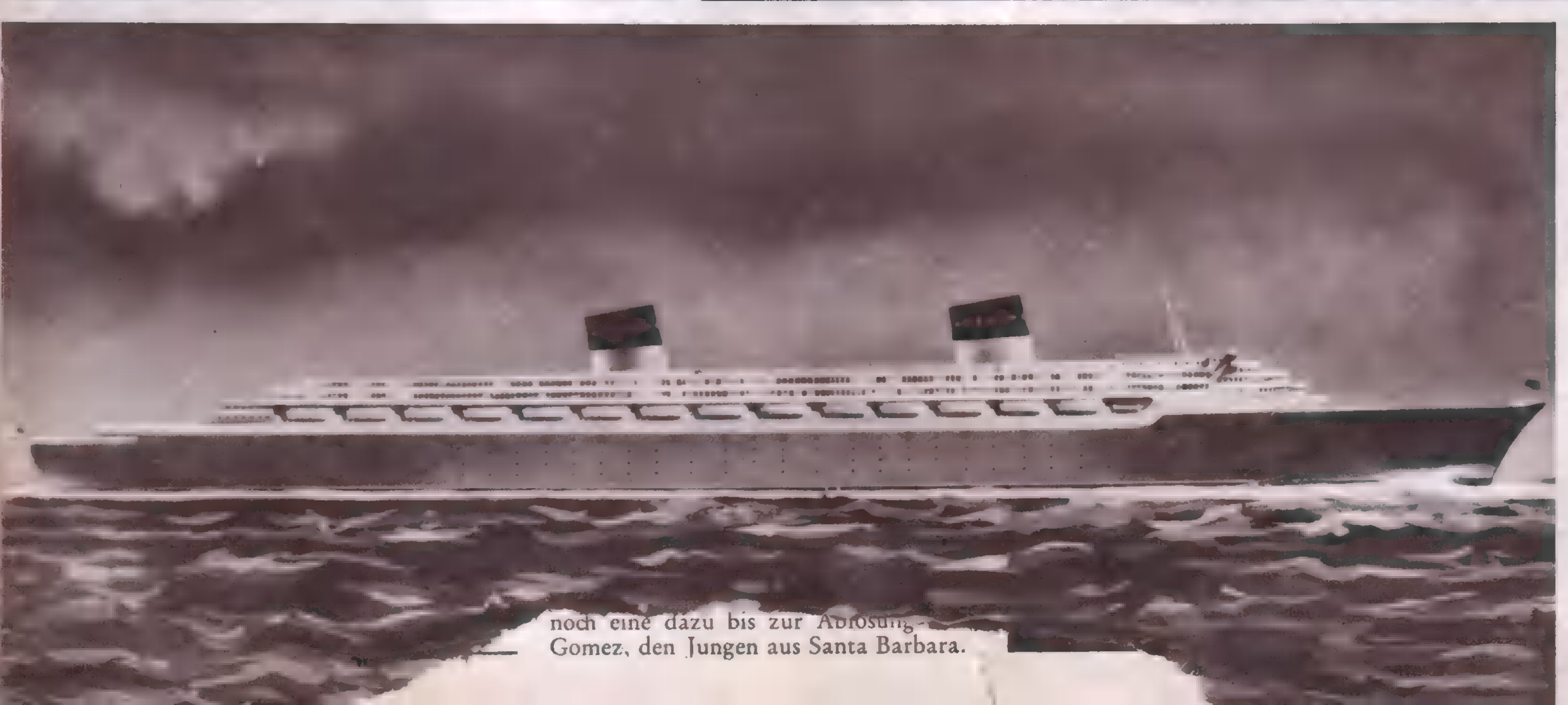
GOLDENE HOCHZEIT *feierte das Ehepaar von Papen auf Gut Erlenhof bei Obersasbach in Baden. Der frühere Generalstabsoffizier, Reichskanzler, der Vizekanzler und Botschafter Hitlers hatte Martha von Boch-Galhau am 3. Mai 1905 geheiratet. Fünf Kinder gingen aus der Ehe hervor, und weißgekleidete Enkelkinder führten jetzt den feierlichen Hochzeitszug aus der kleinen Dorfkirche. Zum Fest waren auf Erlenhof Gäste aus vielen Ländern erschienen, die Franz von Papen während seiner treuen Dienste für Kaiserreich, Republik und Hitler als Freunde gewonnen hatte*



HEIMWEH *nach Indien trieb den 20jährigen Nick Agnani (links) zu einer Wahnsinnstat. Er war Flugschüler der Royal Air Force in Portsmouth, England. Vor wenigen Tagen floh Nick mit einer zweimotorigen Schulmaschine. Er wollte in sein fernes Heimatland fliegen. Der Sprung über den Kanal glückte ihm noch, doch dann zerschellte er mit seiner Maschine an einem Haus in Valenciennes, Nordfrankreich (unten). Der heimwehkranke Inder nahm zwei Kinder und zwei Erwachsene mit in den Tod*



DIE DRITTE FRAU *des „dritten Mann" und Enfant terrible der Filmwelt, Orson Welles, wird die schlanke, madonnenhafte italienische Gräfin di Crifalco. Im bürgerlichen Leben nennt sie sich Paole Mori. Sie ist 24 Jahre alt und ein vielversprechendes Sternchen am italienischen Filmhimmel. „Ich werde meinen Charakter ändern und in Zukunft immer höflich sein", versprach Orson Welles seiner Braut. Die Skeptiker unter seinen Freunden erinnern sich daran, daß er dies früher schon versprochen hat*



noch eine dazu bis zur Ablösung-
Gomez, den Jungen aus Santa Barbara.

← URLAUB IN USA *In ein bis zwei Jahren wird sich jeder eine Reise nach Amerika leisten können. Der New Yorker Hotelbesitzer Hyman Cantor hat zwei Riesenpassagierschiffe (im Foto als Modellskizze) in Auftrag gegeben. In fünf Tagen werden die 105 000 Tonnen großen Schiffe die Strecke New York-Southampton zurücklegen. 5000 Kabinen nehmen 9000 Passagiere auf bei einem Fahrpreis von 50 Dollar (etwas über 200 DM). Beköstigung ist nicht im Preis einbegriffen. Dafür gibt es an Bord Restaurants mit zollfreien Waren*

Das Sternchen

Heft 20 · Beilage zum Stern Nr. 20 vom 15. Mai [illegible]

Unser Bildbericht:
KARRIERE IN DER KINDERBANK

DIE KLEINE ILLUSTRIERTE

ANGRIFFSLUSTIG

steht Tom mit geballten Fäusten dem Musterknaben Sid gegenüber. Mehr über Tom Sawyers Abenteuer lest Ihr auf der Seite 8.

Kinder haben Sternchen gern — Sternchen ist das Kind vom Stern

Toms Abenteuer

Kennt Ihr Tom Sawyer und seinen Freund Huckleberry Finn! Sie sind die Helden des berühmten Buches „Die Abenteuer des Tom Sawyer" von Mark Twain. Beide sind der Schrecken der Umgebung, aber trotzdem mag sie jeder gern. Auch Tante Polly, der die Hand immer sehr locker sitzt, wenn Tom in ihrer Nähe auftaucht. In einem neuen Farbfilm könnt Ihr diese spannenden Abenteuer miterleben, da trefft Ihr die beiden Lausejungen, seht Tante Polly, Toms Freundin Becky, Sid, den Musterknaben, Indianer-Joe und den Vagabunden Muff Potter. Ihr werdet ganz schön zittern, wenn Tom und Becky drei Tage in der Tropfsteinhöhle lebendig begraben sind, oder wenn sie im Floß den Mississippi entlangtreiben. Und voller Spannung werdet Ihr die Suche nach dem verborgenen Schatz verfolgen, den die Jungens am Ende doch noch in einer Tropfsteinhöhle finden. Mark Twain, der amerikanische Autor, behauptet, daß er sich die Abenteuer nicht einfach ausgedacht hat, sondern daß er sie in seiner Kindheit erlebt hätte. Auch die Gestalten, die er in seinem Buch schildert, haben ihre Vorbilder im Leben.

„Tom, ich möchte dir am liebsten das Fell bei lebendigem Leibe abziehen", sagt Tante Polly wütend. Zur Strafe, daß Tom wieder zu spät und mit zerrissenen Kleidern nach Hause gekommen ist, wird er von der Tante verdonnert, einen Bretterzaun anzupinseln.

„Schmerztöter" hilft gegen alles, behauptet Tante Polly und Tom muß schlucken.

Lebendig begraben. In der Tropfsteinhöhle sehen Tom und Becky endlich Licht.



Piraten. „Der Rächer der spanischen Gewässer" und „der Schrecken der Meere".



Auf der Lauer. Tom und Huck suchen heute nacht nach einem verborgenen Schatz.



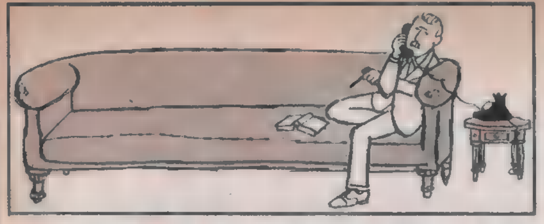
Muff Potter hinter Gittern. Tom verzweifelt über das Muff zugestoßene Unrecht.



Das ist Jim, ein kleiner Negerjunge und Toms Freund.

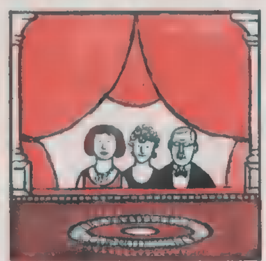


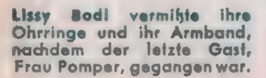
Wie versteinert starrt die Trauergemeinde auf die Ausreißer, die plötzlich durch das Kirchenschiff marschieren. Tom, Huck und Joe haben ihrem eigenen Trauergottesdienst gelauscht. Eine Woche lang hatte man sie für tot gehalten.



„Hier Zeus Weinstein!" „Ach, Sie sind es, Inspektor! Ihr werdet wohl wieder nicht ohne mich fertig!" So war's denn auch.





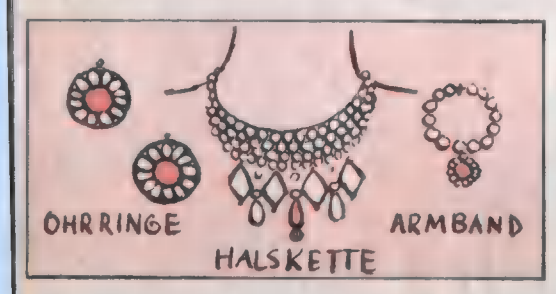


Lissy Bodi vermißte ihre Ohrringe und ihr Armband, nachdem der letzte Gast, Frau Pomper, gegangen war.

Der Diebstahl in der Oper war der zweite Fall, der gemeldet wurde. Da unternahm die Polizei etwas.

JUWELEN GESUCHT

Kriminalinspektor Samtleben bat telefonisch um meine Hilfe. Zwei Juwelendiebstähle waren angezeigt worden. Der Verdacht fiel auf Frau Paula Pomper. Die Dame hatte es nicht nötig zu stehlen, denn sie war wohlhabend und besaß ein großes Haus. Aber nur sie konnte es eigentlich gewesen sein. 1. Fall: Lissy Bodi, eine Bekannte von Frau Pomper, hatte eine Gesellschaft gegeben. Die Garderobe wurde im Schlafzimmer abgelegt. Als letzte ging Frau Pomper, und danach fehlten in der Kassette Ohrringe und ein Armband. 2. Fall: Frau Pomper war mit Herrn und Frau Dörr in der Oper gewesen. Frau Dörr trug eine kostbare Halskette. Nach der Vorstellung war Frau Pomper liebevoll bemüht, ihr in den Mantel zu helfen. Zu Hause vermißten Dörrs den Schmuck. — Inspektor Samtleben hatte das ganze Haus von Frau Pomper durchwühlt. Aber ohne Erfolg. Nun bat er mich, noch einmal nachzusehen. Das Haus sei voller Altertümer. Ich sollte mich als Kunsthändler ausgeben und mir unter diesem Vorwand die Räume zeigen lassen. Sicher findet Ihr den Schmuck genauso schnell wie Zeus Weinstein. Schreibt die Lösung bis zum 25. 5. 1955 ans Sternchen, Hamburg 1, Pressehaus. 1. Preis: 1 Fahrrad der Expreß-Werke. 19 Buchpreise: „Emil und die Detektive."



Kriminalinspektor Samtleben schickte mir eine Abbildung des gestohlenen Schmuckes. Vielleicht hatte ich mehr Glück.

„Schöne Lampen haben Sie aber, Frau Pomper", sagte ich scheinheilig, als ich in ihrem Salon stand. Mir war klar, wo der Schmuck steckte. Der Inspektor hatte den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen. Alles war glasklar.

NEU.

Kassierer Tom macht Dienst

Habt Ihr schon einmal etwas von einer Kinder-Bank gehört! Von einer richtigen Bank, auf der die Kinder ihr gespartes Geld einzahlen können, und die sogar von den Kindern selbst verwaltet wird! In Amerika, in Cleveland/Ohio, gibt es so eine Kinder-Bank.

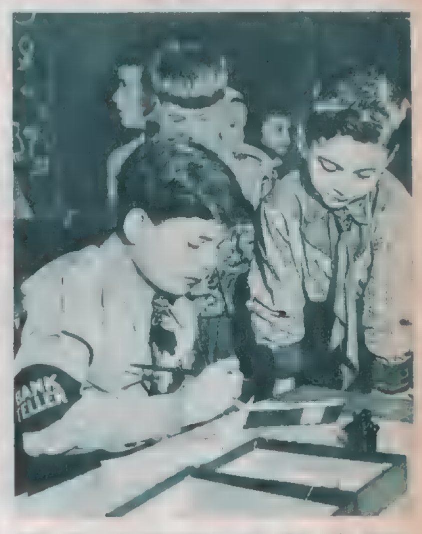


Hier seht Ihr die Kinder bei der wichtigen Arbeit des Geldeinzahlens. Betty füllt mit der linken Hand ihren Bankzettel aus. Und Robert ist ganz vertieft in die neuesten Banknachrichten.

Schaut einmal auf Eurem Atlas nach, wo Cleveland liegt. Sicher kennen viele von Euch diese Stadt schon dem Namen nach. Den Kindern von Cleveland wird man später, wenn sie groß sind, nicht vormachen können, wie sie ihr Geld anlegen sollen. Sie lernen das bereits in der Schule. Die Bank von Cleveland hat eine eigene Abteilung für Schüler mit besonders niedrigen Schaltern, so daß auch die kleinsten Sparer ihr Geld selber einzahlen können. Aber nicht nur, daß die Kinder sich ihr eigenes Konto anlegen. Nein, die Schalterbeamten sind auch Kinder! Im Mathematikunterricht lernen sie alles über das Bankwesen. Sie lernen die Konten zu führen und die Bankzettel auszufüllen, so daß sie dann in den Schalterstunden ihren Mann stehen können. Wehe, wer sich da einmal verrechnet! Der Schalterbeamte muß mächtig aufpassen, denn wenn er eine Eintragung falsch macht, stimmt das ganze Konto nicht. Natürlich müssen die Sparer ebenso darauf bedacht sein, ihre Abschnitte richtig auszufüllen. — Könnt Ihr Euch vorstellen, daß bereits 90 000 Kinder ihr Geld auf einem eigenen Konto haben? Natürlich nicht nur in Cleveland allein. Inzwischen hat es sich bei den Kindern herumgesprochen, und Filialen der Bank wurden im Umkreis von Cleveland errichtet. Täglich werden ungefähr 4000 bis 7000 Einzahlungen gemacht. Da eine Bank, wie Ihr vielleicht wißt, mit dem eingezahlten Geld arbeitet, bekommen die Kinder sogar Zinsen gutgeschrieben, das heißt, am Ende des Jahres haben sie auf einmal mehr Geld auf dem Konto, als sie eingezahlt haben. Wer von Euch möchte nicht lieber auf seiner eigenen Bank mit seiner eigenen Verwaltung sparen — als nur einen Spartopf zu Hause zu besitzen, in den er alle Groschen wirft?



Schlangestehen müssen die Sparer an den ausnahmsweise niedrigen Schaltern. Vorher prüft die Lehrerin, ob alles richtig ausgefüllt ist.



Tom übt zum erstenmal sein Amt als Bank-Teller (Kassierer) aus. Ob er richtig addiert?



Mit seinem kleinen Bruder Bill an der Hand geht George in seine Bank. Bill bewundert seinen großen Bruder sehr, weil er schon ein eigenes Konto hat, und nach langem Betteln hat er es endlich erreicht, einmal mitgenommen zu werden. Sie gehen durch den prächtigen Eingang, der extra für die Kinder-Bank gebaut worden ist. „Wenn ich erst zur Schule gehe, spare ich auch", sagt Bill sehr wichtig.



Mary ist Linkshänder. In Amerika dürfen die Kinder auch mit der linken Hand schreiben.



Für den Bogen (1) nehmt Ihr einen 1 Meter langen Stab aus Weide, Buche Ahorn oder Wacholder und für die Sehne einen eingewachsten Bindfaden. Die Pfeile (2) macht Ihr aus gerade gewachsenem Holz. An die Spitze nagelt Ihr Bleikügelchen und hinten klebt Ihr Federn mit Uhu an. Der Köcher (3) wird aus fester Pappe angefertigt, die 50 cm lang sein muß. Das untere Ende des Köchers wird platt gedrückt und rund geschnitten. Und vergeßt nicht einen Gürtel durch den Köcher zu ziehen. Die Friedenspfeife (4) ist natürlich eine Attrappe, denn das Rauchen bekommt Euch ja doch nicht. Ihr nehmt einen Stab und leimt ein Stück durchbohrtes Rundholz daran. Um den Hals des richtigen Indianers gehört ein Medizinbeutel (5), in dem er einen Talisman aufbewahrt. Zum Kopfputz (6) gehört ein Stirnband mit durchgesteckten Federn.



Habt Ihr die Indianer-Ausrüstung, die wir Euch im letzten Sternchen gezeigt haben, schon fertig! Um die Ausrüstung zu vervollkommnen, machen wir Euch heute noch einige Bastelvorschläge. Zum echten Indianer gehören noch Pfeil und Bogen, Köcher, Friedenspfeife und Medizinbeutel. Wenn Ihr diese Sachen alle gearbeitet habt, könnt Ihr wohlausgerüstet auf den Kriegspfad gehen. Was Eure Freunde wohl für erstaunte Augen machen werden, wenn sie Euch in voller Kriegsbemalung sehen!

Sternchenzoo



Der **Ibis** ist ein afrikanischer Storchvogel, der im Osten und Nordosten des schwarzen Erdteils lebt.

In den gefährlichen Sumpfgebieten Afrikas nährt sich der Ibis von lästigen Insekten und Sumpfwürmern, die für den Menschen krankheitsbringend sind. Deshalb verehrten ihn schon die alten Ägypter als heiligen Vogel. In vielen Sagen wurde er als Drachen- und Schlangentöter besungen. Die Ibis-Anbetung und die alten Ägypter sind untergegangen, aber der Ibis streicht heute noch durch die Sümpfe Abessiniens und Ägyptens.



Zur großen Sippe der afrikanischen Hühner gehören das einfache Perlhuhn (links) und das Geierperlhuhn.



Schleifenbinden, wie man sieht, ist ein schwieriges Gebiet

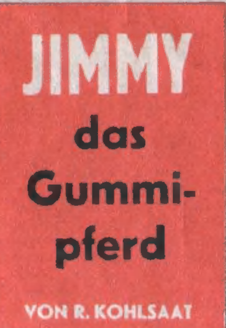


Erstens darf sie sich nicht falten, zweitens muß das Ding auch halten



Reinhold sieht betroffen aus: von der Pracht guckt gar nichts raus

Wollt Ihr mehr über Reinhold erfahren! Wo er herkommt, was er in Indien, in Amerika und in Garmisch-Partenkirchen erlebt hat — das alles findet Ihr im

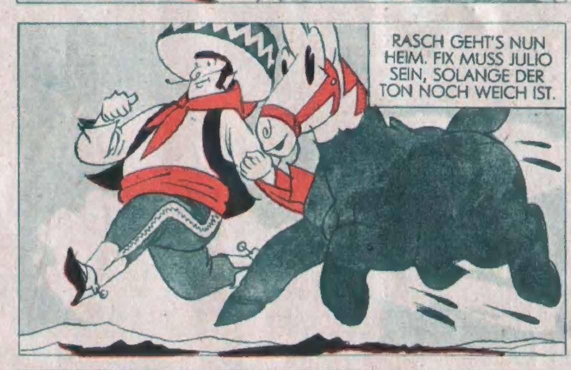




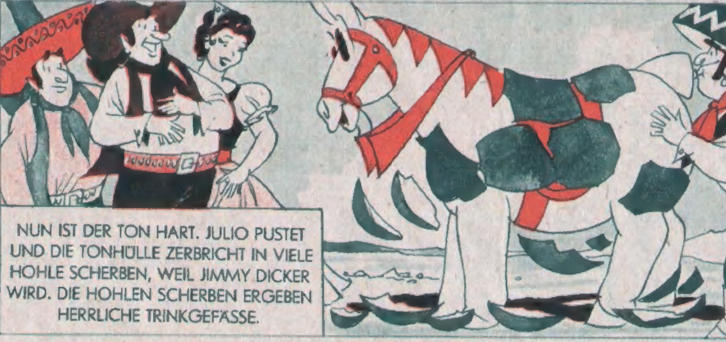




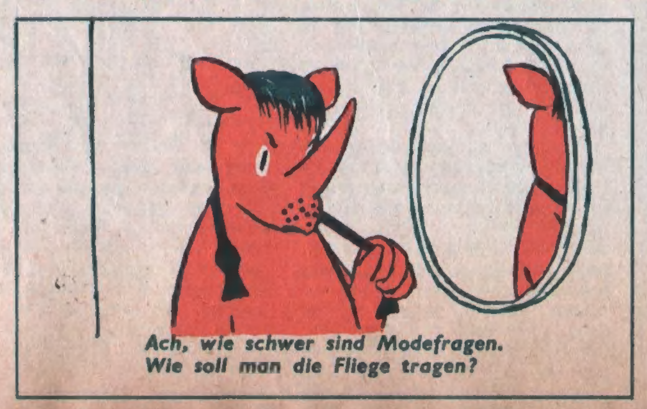











Ach, wie schwer sind Modefragen. Wie soll man die Fliege tragen?



Modisch sein, heißt „wissen wo". Reinhold trägt die Schleife so



BLEIB IM SATTEL

TATSACHENBERICHT VON RALPH MOODY

Mein letztes Abenteuer hatte ich geplant, als die ganze Familie friedlich beim Picknick im Freien saß. Mir ließ der Gedanke ans Reiten keine Ruhe und ich machte mich heimlich davon, um mit Fanny zum Milchholen zu reiten. Fanny war störrisch, aber ich schaffte es schließlich, ihr Zügel anzulegen. Herr Aultland hatte Bedenken und meinte, den Ritt hätte meine Mutter sicher nicht erlaubt. Auf dem Rückweg verspritzte ich die ganze Milch. Ich rannte meiner Familie fast in die Arme und zitterte vor der Strafe.

9. Fortsetzung

Ich hatte beabsichtigt, Fanny wieder an den Wagen hin zu lenken, damit ich absteigen könne, ohne das Milchgefäß fallen zu lassen. Aber sie hatte leider eine andere Auffassung vom Endziel unseres Rittes und schoß direkt auf die Scheune los. Ich erkannte, daß ich etwas tun mußte — und zwar schnell —, wenn ich nicht weggrasiert werden wollte. Darum stürzte ich mich, das Milchgefäß in den Händen, kopfüber auf den Misthaufen. Dort fand mich Vater, als er einen Augenblick später um die Ecke der Scheune gerannt kam. Der Sturzflug hatte mir nicht das geringste getan, und ich hielt noch immer den leeren Milchtopf in der Hand. Mein Sonntagsanzug aber war nicht wenig mitgenommen.

Mutter und meine Geschwister erschienen nur wenige Augenblicke nach Vater. Mutter war sehr zornig, nachdem sie den ersten Schrecken überwunden hatte, und bat Vater, mir eine tüchtige Tracht Prügel zu geben. Sie sagte, man könne mir vernünftig zureden, bis ich schwarz sei im Gesicht, es helfe alles nichts, denn meine Bosheit sei so groß, daß sie mein Gewissen getötet habe. Nichts als Angst vor körperlicher Züchtigung könne mir eine Verbrecherlaufbahn ersparen.

Vater kannte einen Trick, von dem ich vorher nichts gewußt hatte. Er mußte auf irgendwelche Weise eine hohle Hand gemacht haben, denn jeder Schlag klatschte, als ob er mich töten würde, während ich ihn in Wirklichkeit kaum verspürte. Ich heulte laut genug, um wettzumachen, was fehlte.

Anfangs Mai hatte die Schule ziemlich ausgespielt. Niemand sandte die Knaben hin, wenn sie zu Hause beim Pflügen und Pflanzen benötigt wurden. Als der Klassenbestand so weit gesunken war, daß nur vier Mädchen und ich übrigblieben, wurde die Schule für diesen Sommer geschlossen.

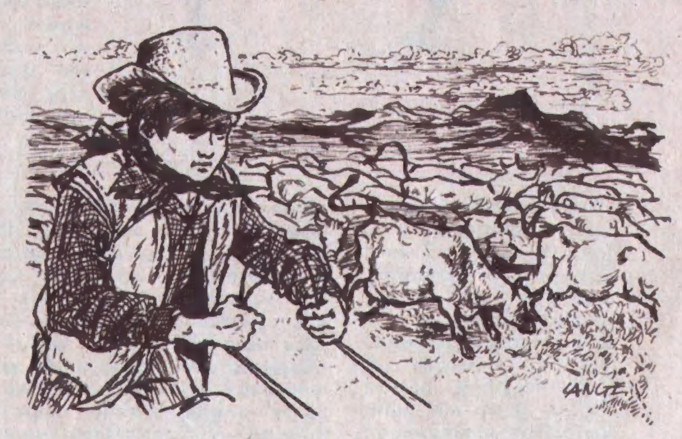
Einen Tag, nachdem man den Unterricht eingestellt hatte, suchte Frau Corcoran meine Mutter auf, um wegen einer Arbeit für mich zu unterhandeln. Corcorans hatten etwa dreßig Milchkühe und pflegten täglich Rahm nach Fort Logan zu liefern. Im Sommer ließen sie die Kühe auf ihrem riesigen Feld südlich unseres Hofes weiden. Da es nirgends Abzäunungen gab, mußte sie jemand hüten, um ihnen den Eintritt in Aultlands und Carl Henrys Getreidefelder zu verwehren. Sie sagte, sie zahle mir 25 Cents je Tag, und ich hätte nur von sieben Uhr morgens bis sechs Uhr abends zu arbeiten. Ich vermute, Mutter nahm an, daß man die Kühe auch in Colorado wie in Neu-England zu Fuß hüte, sie sagte nämlich zu.

Ich selbst hatte allerdings andere Vorstellungen und war begeistert und freudig erregt, ein Cowboy zu werden. Meine große Sorge war, daß ich statt eines breitrandigen Zwanziglitetfilzhutes nur ein aus der Spezereihandlung in Fort Logan stammendes Strohhütchen besaß. Ich brachte den Rest des Nachmittags draußen hinter der Scheune zu, um mir aus Draht ein Paar Sporen zurechtzubiegen. Es schien mir das beste, als sicher anzunehmen, daß ich Fanny reiten würde. Also stand ich anderntags zeitig auf und war früh genug, um Vater vor dem Morgenessen beim Füttern der Pferde zu helfen. Ich schaufelte Mist, was die Gabel hielt, und sagte, währenddem er das Heu hineinbrachte, so beiläufig ich konnte: „Welche Zügel soll ich Fanny umlegen, um die Kühe zu hüten?"

Vater lachte mich an und fuhr mir mit der Hand durch mein Haar. Ich hatte es diesen Morgen mit reichlich Wasser gekämmt und hatte eine Knickung in meine vordere Locke gedrückt, so daß sie über die Stirne hinunter hing, wie diejenige von Hi. Vater sagte: „Es tut mir leid, mein Sohn, aber für heute mußt du es auf deine eigenen Füße nehmen. Carl borgt mir heute seine Sämaschine, um die Luzerne zu pflanzen, und da brauche ich Fanny dazu."

Ich wäre am liebsten auf- und abgehüpft. Ich versuchte, ein ruhiges Gesicht zu behalten, aber innerlich schüttelte es mich vor Freude. Aus der Art, wie Vater sprach, merkte ich, daß er mich Fanny reiten lassen wollte, nun, da er wußte, daß ich dazu fähig war. Daß ich noch einen oder vielleicht zwei Tage warten mußte, spielte keine Rolle. Nach dem Morgenessen holte ich meine Sporen, die ich unter dem Heu versteckt hatte und hakte sie vorn an meiner Bluse ein. Ich dachte, mit Sporen sei ich doch wenigstens teilweise ein Cowboy, auch wenn ich im übrigen zu Fuß gehen müsse.

Herr Corcoran war ein Milchbauer und kein Pferdeliebhaber. Er hatte keineswegs solch schöne Pferde wie Fred Aultlands Füchse oder Carl Henrys Braune. Es waren da vor allem solche Pferde wie unser Bill und Nig. Ein alter schwarzer Gaul stand in der Umzäunung bei den Kühen. Sein Fell war ins Bräunliche abgeblaßt. Herr Corcoran brachte ein



Hilflos mußte ich zusehen, wie die Kuhherde in das Luzernefeld jagte

STERNCHEN CLUB

Allen Sternchenclub-Mitgliedern sei hiermit bekanntgegeben, daß Friedel Lemm kein Mädchen, sondern ein Junge ist. „Wenn ich von Euch einen Brief bekomme", schrieb Friedel aus Voerde/Niederrhein, Heidelust 191, „steht vor meinem Namen immer Fräulein. Ich bin aber ein Junge." — Verzeihung, Herr Lemm! Wir, Sternchen und Schnuppe, hatten uns nämlich gestritten, ob Friedel ein Mädchen- oder Jungenname sei. Weil die Mädchen ja immer das letzte Wort behalten, bekam Sternchen recht. Na, und was dabei herausgekommen ist, siehst Du ja, Knabe Friedel!

„Wir treffen uns jeden Mittwochnachmittag um 16 Uhr in der Schloßschule zu Rodach; der hiesige Schulleiter hat sich freundlicherweise bereit erklärt, uns jeden Mittwoch den Raum für unsere Gruppenstunde zur Verfügung zu stellen. Wir finden das ganz prima. Natürlich haben wir auch einen Ordnungsmann, der darauf achtet, daß das Klassenzimmer immer nach Beendigung der Clubstunde sauber verlassen wird." — Das ist ein Auszug aus einem Brief des Sternchenclubs „Frisch auf" aus Rodach, gleichzeitig ein Rezept für alle die, die ihre Clubstunden in Klassenräumen abhalten dürfen: aufräumen bitte nicht vergessen, sonst verärgert Ihr Eure hilfsbereiten Lehrer!

Wer kennt immer nur die erste Strophe von Liedern? Hans Dieter Schon, Speicher/Eifel, Bahnhofstr. 40, weiß Rat. „Liedertexte, Spiele, Rätsel, wer in dieser Richtung einen Wunsch hat, kann an mich schreiben", bietet er sich an, „bei Liedern bitte Anfang angeben und alle Wünsche auf Ansichtskarten schreiben." Das ist dann wohl gleich der Lohn für Hans-Dieters Mühe. Schlau muß man sein!

Aus Rüningen bei Braunschweig kommt von Peter Mischke folgende Nachricht: „Wir haben einen Club gegründet, der ‚Club der Rächer' heißt. Wir rächen nur alte Leute, die geärgert werden." — Rache ist süß, und wenn gar solchen Ursprungs, löblich.

Sternchenclub Frellstedt unter Kapitän Falko Osterop hat einen Waldbrand verhütet. Falko schreibt: „Am 30. März haben wir Sternchenfreunde einen Brand im Walde gelöscht. Wir sahen aus wie die Mohren. Die Sache kam so. Wir waren im Wald und spielten Cowboy. Da sahen wir auf einmal Qualm. Wir liefen gleich in die Richtung, woher der Qualm kam. Da sahen wir, daß die ersten Büsche des Waldes brannten. Wir schlugen mit unseren Seilen, die wir ja als Cowboys mit uns führten, auf die Flammen ein. Wir konnten das Feuer zwar eindämmen, aber es knisterte und prasselte noch im Unterholz. Hubert lief sofort zum Bahnhof, um Hilfe zu holen. Der Beamte sagte: ‚Der Wald brennt schon nicht ab.' Aber der Förster war nachher doch sehr froh und meinte: ‚Ihr seid aber aufmerksame Jungen. Ich danke Euch.'" — Auch wir klatschen Bravo. Zu einem Waldbrand kommt es schnell. Ihr alle solltet in den Sommermonaten, wenn Ihr wieder auf Fahrt geht, daran denken, daß Lagerfeuer im Walde und jedes unachtsam weggeworfene Streichholz eine große Gefahr für unsere Wälder sind.

Kapitän Volker Heinz Ulrich Hahn (warum hat der nur seine ganzen

altes Arbeitsgeschirr mit Scheuklappen und legte es dem Pferd um. Dann schwang er mich hinauf und gab mir eine Rute. „Der alte Ned ist nicht mehr allzu flink, aber gib ihm eins mit der Gerte, dann geht er schon vorwärts. Und laß mir keine der Kühe in Freds oder Carls Korn, oder die ziehen dir bei lebendigem Leibe das Fell ab. Und bringe keine Kuh zum Rennen, einige tragen, und alle sind Milchkühe."

Ich war nicht allzu glücklich über Ned. Aber schließlich, er war ein Pferd. Ich hatte die Herde beinahe bis zum Fahrweg getrieben, als mir Herr Corcoran noch nachschrie: „Paß auf, daß keine Kuh grüne Luzerne erwischt; es würde sie blähen, und sie müßte eingehen."

Alles ging gut, bis jenseits von Aultlands Haus. Freds Feld vom Haus bis zum Ende des Gutes war nicht eingezäunt, fast einen Kilometer weit — und stand in Luzerne, in 15 cm hoher Luzerne. Meine Kühe erschnupperten es aus hundert Meter Distanz, und einige begannen darauf loszurennen. Ich versetzte Ned eins mit den Fersen, aber er war gar nicht beeindruckt und dachte nicht daran, seinen Schritt zu beschleunigen. Dann schlug ich ihn ein bißchen mit der Rute und er machte ein halbes Dutzend trabende Schritte, bis er wieder in seinen gewöhnlichen Trott zurückfiel. Seine Hufe waren groß wie Fußbälle. Wenn er trabte, flog ich bei jedem Schritt zwanzig Zentimeter in die Luft und landete wieder mit einem dumpfen Knall. Sein Widerrist war viel breiter als derjenige Fannys, so daß ich keinen richtigen Schenkelschluß fassen konnte.

Einige meiner Kühe hatten unterdessen die Luzerne erreicht. Ich erwartete nichts anderes, als daß sie nun beginnen würden, als große aufgeblähte Leichname vornüberzufallen. Ich ließ meine Gerte über Neds Bauch niedersausen. Meine Sporen, die ich, sobald ich die Straße erreichte, an die bloßen Füße geheftet hatte, waren beim ersten Sporentritt zusammengeklappt. Beim zweiten Schlag schien Ned zu begreifen, daß ich ihn zur Eile antreiben wollte, und er trabte ungefähr ein Dutzend Schritte. Ich war so sehr damit beschäftigt, nicht hinunterzufallen, daß ich nicht daran denken konnte, ihn nochmals zu hauen oder mich gar zu einem Galopp aufzuschwingen. Unterdessen waren alle Kühe in der Luzerne, und ich erkannte, daß meine Karriere als Cowboy zu platzen drohte wie eine Seifenblase. Ich fragte dem Hinunterfallen nicht länger nach. Die Kühe mußten auf irgendeine Art hinausgeschafft werden. Nach ein paar weiteren harten Streichen brach die Gerte in meiner Hand. Jetzt blieb nur mehr etwas übrig: Ich sprang von Ned und machte mich zu Fuß hinter die Kühe und brüllte mir fast die Lungen aus. Der einzige Stecken, den ich fand, war zu schwer, um in einer Hand gehalten zu werden. Ich watete ins Feld und schwang ihn wie einen Dreschflegel. Aber statt daß ich die Kühe auf die Straße zurücktrieb, trieb ich sie weiter ins Luzernefeld hinein.

Ich war so sehr mit Fuchteln und Gröhlen beschäftigt, daß ich Fred nicht sah, bis sein Fuchs beinahe auf mich trat. Fred hatte eine lange Blacksnake-Peitsche — eine Peitsche mit einer Lederschnur und einem breiten, blättchenförmigen Zwick — und er knallte die Kühe damit in kaum anderthalb Minuten aus dem Feld. Ned nützte die Situation unterdessen aufs beste aus. Er hatte keinen Schritt mehr getan, seit ich von ihm geglitten war, und hielt seine Nase bis halbwegs zu den Augen in der Luzerne vergraben. Fred riet mir, ihn zu holen, während er die Kühe vorwärts treibe. Ich reichte Ned kaum bis zum Bauche. Nichts war in der Nähe, an dem ich hätte hinaufklettern können, und ich hatte keine Ahnung, wie ich ihn erklimmen könnte. Fred rief: „Häng dich an seinen Hals und gib ihm einen Fußtritt, dann hebt er dich hinauf."

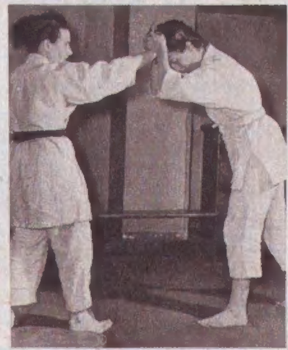
Im nächsten Heft seht Ihr die Kühe auch noch im Haferfeld toben und Frau Corcoran ist unfreundlich. Aber ich darf nun endlich auf Fanny reiten.

WER JUDO KANN

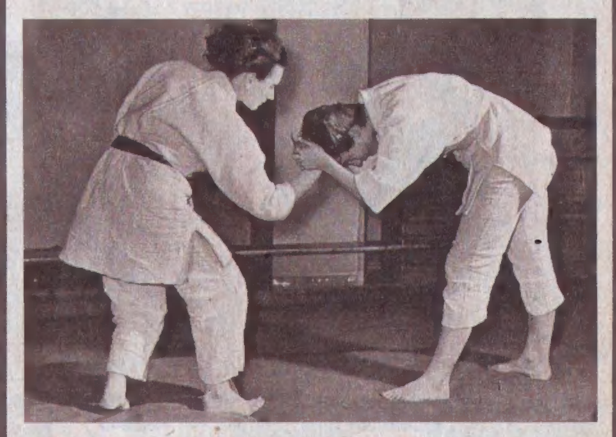
braucht keinen Gegner zu fürchten

Zugegeben, es ist nicht gerade schön, wenn Mädchen sich an den Haaren reißen. Aber schaden kann es bestimmt nicht, wenn auch sie sich im Notfall verteidigen können und die Judogriffe beherrschen.

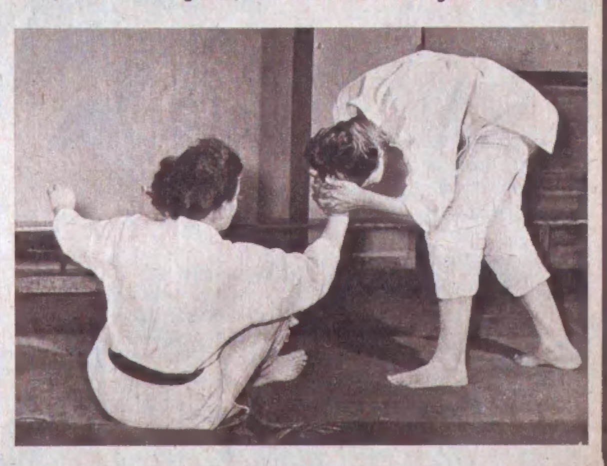




Was tut man, wenn man an den Haaren gerissen wird? Man reißt beide Hände hoch und faltet sie über der Faust des Angreifers fest zusammen, wie Ihr es auf dem Bild rechts oben seht.



Blitzschnell muß das gehen: Man drückt den Kopf nach unten und preßt die Faust fest an den eigenen Kopf. — Der Gegner muß in die Knie gehen, weil dann sein Handgelenk weh tut.



Nun noch tiefer nach unten gehen. Die fremde Faust weiter festhalten — und der Angreifer muß zu Boden. Seine Faust hat sich gelockert, die Haare hat er längst losgelassen, man ist frei.

Vornamen mitgeschrieben?) aus Göttingen, Birkenweg 1, weiß nicht, wann er sich mit seinen Mitgliedern treffen soll. „Wenn der eine frei hat, muß der andere zur Schule gehen, und dann noch die Schularbeiten!" — Nicht nur unser Freund mit den vielen Vornamen, auch andere Sternchenclubs haben diesen Kummer. Ehrlich gesagt, ich verstehe ihn nicht recht. Es gibt doch auch noch einen Samstagnachmittag, oder wenn die Eltern es erlauben, den Sonntagvormittag. Außerdem brauchen die Mitglieder eines Sternchenclubs sich doch nicht jeden Tag zu treffen, es genügt auch eine Zusammenkunft alle 14 Tage. Dann hat man sich doch viel mehr zu sagen.
Eine Ansichtskarte vom Kölner Dom kann jedes Sternchenmitglied erwerben, wenn es Helga Müller, Fortuna/Köln, Bethlehemer Str. 49, eine Ansichtskarte aus seinem Heimatort schickt.